

Rezensionen



Admoni, Wladimir : Sprachtheorie und deutsche Grammatik. Aufsätze aus den Jahren 1949-1975. Hg. von Wladimir Pavlov und Oskar Reichmann. (Übersetzt aus dem Russischen von Margarete Arssenjeva und Anna Pavlova). Tübingen: Niemeyer, 2002. 408 S.

Seine letzte Auslandsreise führte Wladimir Admoni wenige Monate vor seinem Tod im Jahre 1993 nach Budapest, wo er – 84-jährig – wahrscheinlich seinen letzten Vortrag vor größerem Publikum auf der internationalen Grammatiktagung zum Thema „Grammatik? – Ja, aber meine!“ gehalten hatte (vgl. Admoni: Das Problem der theoretischen Anweisungen in den grammatischen Lehrbüchern. In: Ágel/Brdar Szabó (Hg.) 1995: Grammatik und deutsche Grammatiken. Budapester Grammatiktagung 1993. Tübingen, 169-174).

Admoni war bereits seit den 50er Jahren in der ungarischen Germanistik bekannt und hochgeschätzt und seine allgemeine Bekanntheit ist mit der Zeit immer weiter gestiegen. Durch sein Werk „Der deutsche Sprachbau“ (München 1984, 4. Auflage) wirkte er auch auf die theoretische Sichtweise der ungarischen Deutschlehrer, aber auch seine sprachgeschichtlichen Untersuchungen (u.a. „Der Umfang und die Gestaltungsmittel des Satzes in der deutschen Literatursprache bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts“. In: PBB (H) 89, 1967, 144-199; „Die Entwicklung des Ganzsatzes und seines Wortbestandes in der deutschen Literatursprache bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts“. In: Feudel, Günter (Hg.): Studien zur Geschichte der deutschen Sprache. Berlin 1972, 243-279; „Historische Syntax des Deutschen“. Tübingen 1990) übten auf die Arbeiten der ungarischen Germanisten einen maß-

geblichen Einfluss aus. Und dennoch betonte Admoni in Privatgesprächen, wenn es darum ging, was er von seinen Leistungen für besonders wichtig hält, dass er in erster Linie Dichter sei (zu seinen Tätigkeitsbereichen vgl. die Einführung Wladimir Pavlovs in dem vorliegenden Sammelband).

Wladimir Admoni war aber Jahrzehnte lang nicht nur in der Sowjetunion und den anderen damaligen sozialistischen Ländern einer der anerkanntesten Germanisten mit „Bestimmungskraft“, sondern auch in den westeuropäischen Ländern, so auch in der Bundesrepublik Deutschland. Es war also selbstverständlich, dass Admoni unter den ersten in den Wissenschaftlichen Rat des 1964 in Mannheim gegründeten Instituts für deutsche Sprache (IDS) gewählt wurde. Trotzdem musste der jeweilige Direktor des IDS – nach Information von Karl Mollay – 20 Jahre lang die Jahrestagung mit den Worten eröffnen: „Natürlich ist auch Herr Wladimir Admoni eingeladen worden, aber er durfte leider auch diesmal nicht kommen.“ Als weitere Anerkennung für seine germanistischen Forschungen erhielt Admoni 1987 den Dudenpreis.

Er war ein Germanist von besonderem Format, der in der allgemeinen Sprachwissenschaft und in der Grammatiktheorie sowie in der deutschen Sprachwissenschaft besondere Leistungen mit maßgeblicher Wirkung zustande gebracht hat. Die meisten seiner

Arbeiten sind in deutscher Sprache – oder als Übersetzungen auch in deutscher Sprache – erschienen.

Im Band „Sprachtheorie und deutsche Grammatik“, der 2002 von Vladimir Pavlov und Oskar Reichmann acht Jahre nach Admonis Tod herausgegeben wurde, finden sich zwanzig Artikel Admonis, die bisher nur in russischer Sprache zur Verfügung standen. Der Sammelband enthält außerdem ein Nachwort (S. 377-400), in dem Reichmann die wissenschaftliche Tätigkeit und die Auswirkung Admonis auf die germanistische Forschung darstellt. Er stellt fest, dass Admonis nur in russischer Sprache erschienene Arbeiten in der DDR zwar berücksichtigt wurden, in den westlichen Ländern jedoch, so auch in der damaligen BRD, nur wenig Resonanz fanden. Einzeln aufgezählt werden die Arbeiten, auf die Admoni auf irgendeine Weise Einfluss ausgeübt hat; angefangen von Werken, die Admoni in ihren Literaturverzeichnissen zwar aufführen, ihn aber im Text weder zitieren noch sich auf ihn berufen über solche, die nur einzelne Gedanken Admonis aufgreifen bis hin zu Arbeiten, auf deren Konzeptionsgestaltung Admoni wesentlich eingewirkt hat (377 f.). Die Reihe schließt Reichmann mit dem Satz: „Admoni zugeeignet ist der Sammelband von Anne Betten.“ (vgl. Anne Betten (Hg.): *Neuere Forschungen zur historischen Syntax des Deutschen*. Tübingen 1990) (S. 379).

In Bezug auf die im vorliegenden Band veröffentlichten Beiträge Admonis stellt Reichmann fest, was auch für alle seine Arbeiten gelten kann, dass er die Untersuchungen einzelsprachlicher Phänomene des Deutschen in einen Rahmen der allgemeinen Theorie setzt (vgl.

S. 379 f.): „Dies steht in einem offensichtlichen Gegensatz nicht zur Theorie, wohl aber zur Praxis der Germanistischen Sprachwissenschaft der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, die deutlich stärker auf die Einzelsprache Deutsch bezogen war und ist.“ (S. 380)

Im Vorwort (S. 1-19) unterwirft Pavlov die im vorliegenden Sammelband veröffentlichten Arbeiten Admonis im Spiegel seines Lebenswerkes einer ausführlichen Analyse, wobei er mit zwei, bereits Anfang der 30er Jahre verfassten Aufsätzen beginnt, die in deutscher Sprache erst 30 Jahre später erschienen sind.

Die 20 Beiträge unterschiedlichen Umfangs, die zwischen den Jahren 1949 und 1975 entstanden sind, finden sich im Sammelband in chronologischer Reihenfolge ihrer Entstehung. Die meisten Artikel bewegen sich im Bereich der Syntax, und zwar größtenteils der Satzsyntax: *Das Problem der „Einklammerung“ in der deutschen Literatursprache* [1949], *Zu einigen Gesetzmäßigkeiten der Entwicklung des syntaktischen Baus der Sprache* [1953], *Zur Zweigliedrigkeit des Satzes* [1955], *Zur Modalität des Satzes* [1956], *Zur Prädikativität* [1957], *Die Abgeschlossenheit der Satzgestalt als formal-syntaktisches Phänomen* [1958], *Die Entwicklung der Struktur des einfachen Satzes in den indoeuropäischen Sprachen* [1960], *Der strukturell-semantische Kern des Satzes* [1971], *Die verblosen Sätze in der deutschen Gegenwartssprache* [1975a].

Der Artikel *Die Struktur der Substantivgruppe im Deutschen* [1954] befasst sich mit dem Syntagmenaufbau in seiner historischen Entwicklung. Die Artikel *Die Entwicklung der Funktionen*

des Genitivs im Deutschen [1959] und *Das Problem des „Gemeinschaftskasus“ in der deutschen Gegenwartssprache* [1961a] sind thematisch der Kasusgrammatik und Morphosyntax zuzuordnen. Der Artikel *Zur „Portativität“ grammatischer Strukturen* [1963a] hat die Analyse der Wortstruktur zum Thema.

Die zweite große Gruppe der nun auch in deutscher Übersetzung veröffentlichten Artikel Admonis betrifft die allgemeine Sprach- und Grammatiktheorie: *Polydimensionalität und dimensionale Dominanz als Leitfaden der Grammatikforschung* [1961b], *Sprache als Einheit des Beziehungssystems und des Gestaltungssystems* [1963b], *Die Methodik grammatischer Analyse in der „traditionellen Grammatik“* [1964b], *Der Status der verallgemeinerten grammatischen Bedeutung im Sprachsystem* [1975b].

Zur dritten Gruppe gehören Artikel, die sich mit statistischen Untersuchungsmethoden, mit der Wortebene und den Wortarten befassen: *Die qualitative und quantitative Analyse grammatischer Phänomene* [1964a], *Die „Feld“-Natur der Wortarten – am Beispiel der Numeralien* [1968], *Noch einmal zur quantitativen Analyse grammatischer Phänomene* [1970].

Die thematische Komplexität ist für die meisten der hier veröffentlichten Beiträge charakteristisch. Dies wollen wir am Beispiel des Artikels *„Die Zweigliedrigkeit des Satzes“* [1955] zeigen, in dem Admoni von der Vielzahl der Satzdefinitionsversuche ausgeht und Argumente von Sprachwissenschaftlern für und wider die Zweigliedrigkeit des Satzes ausführt. Er plädiert trotz einzel-

ner formaler Erscheinungen in Einzelsprachen, wie Einwortsätze im Russischen, für die Zweigliedrigkeit, die er sprachtheoretisch folgendermaßen begründet: „Da Sprache, Denktätigkeit und Kommunikation genetisch und in ihrem ganzen Entwicklungsgang miteinander untrennbar verbunden waren und sind (wobei die Kommunikation in diesem Bündnis die Rolle der Haupttriebkraft spielte und spielt) und die Sprache immer als Kommunikationsmittel und mithin als Mittel zum Ausdruck der Gedanken dient, müssen die miteinander korrelierenden Basiseinheiten der Sprache bzw. der Rede, der Denk- und der Kommunikationsvorgänge bestimmte fundamentale strukturelle Gesetzmäßigkeiten teilen, seien diese auch ganz allgemeiner Natur, und eine solche Eigenschaft, die allen drei Phänomenen zukommt, ist eben die Zweigliedrigkeit.“ (S. 112)

Für die „Zweigliedrigkeit des sprachlichen Phänomens Satz“ (ebd.), die er für komplizierter hält „als das Problem der Zweigliedrigkeit des Urteils, des Einzelgedankens und der Mitteilung an sich“ (ebd.), plädiert er mit Beispielen aus dem Sprachvergleich von indoeuropäischen Sprachen. Die formalen Unterschiede im grammatischen Bau von Sprachen werden u.a. durch die unterschiedlichen Ausdrucksweisen der grammatischen Ebenen erläutert, nämlich dass eine Gruppe der Sprachen z.B. das Satzsubjekt lexikalisch, eine andere aber morphologisch ausdrückt (ebd.). Dieser Gedanke ist über 25 Jahre später – unabhängig von Admoni – in valenztheoretischen Untersuchungen aufgetaucht und später auch auf agglutinierende Sprachen wie das Ungarische angewendet worden (vgl. László, Sarolta:

Mikroebene. In: Mrazoviã, Pavica/Teubert, Wolfgang (Hg.): Valenzen im Kontrast. Ulrich Engel zum 60. Geburtstag. Heidelberg 1988, 218-233). Admoni spricht in diesem Zusammenhang von der „Möglichkeit [...], den Satz vom ‚wörtlichen‘ Ausdruck bestimmter Komponenten zu entlasten“ (S. 114), zu welcher Möglichkeit weitere außersprachliche Komponenten wie „die Sprechsituation bzw. der Kontext“ (ebd.) beitragen. Im letzten Abschnitt dieses Artikels vergleicht Admoni das Deutsche mit dem Russischen im Hinblick auf die Zweigliedrigkeit (118 ff.), wobei er kontrastive Analysemethoden anwendet, die wohl erst später „wieder“ auftauchen. Er geht aber vor allem von einem allgemeinen Vergleich des Sprachbaus aus, indem er Übereinstimmungen und Abweichungen auflistet.

Die Gegenwartssprache lebt für Admoni in ihrer Vergangenheit: In den meisten Analysen grammatischer Phänomene zieht er diachrone Aspekte heran und durch die Darstellung der Entwicklung von Ausdrucksformen argumentiert er für Erscheinungsformen der Gegenwartssprache (vgl. [1949], [1953], [1954], [1955], [1956], [1959] usw.).

Admoni kommt zur Feststellung von Regularitäten im deutschen Sprachbau: Er führt neue Termini ein, so u.a. die ‚Monoflexion‘ „für das Vorhandensein eines ‚sprechenden‘ grammatischen Formans nur bei einem der kongruierenden Substantivgruppenglieder“ (S. 72). Die Monoflexion beschäftigt Admoni in mehreren der nun zu besprechenden Artikel (vgl. [1953], [1954], [1961a], [1968] u.a.), deren Entstehung er in der Geschichte der deutschen Sprache vom Althochdeutschen an verfolgt (66 ff.),

wobei er sagt, dass die Wortgruppen eine immer größere Rolle im Satz spielen: „Das Wesen des Wandels besteht, wie wir schon gesagt haben, in der Verstärkung der Rolle subordinativer Wortgruppen im Satz, und dies bedeutet vor allem, dass die Wortgruppe zur vermittelnden Instanz zwischen dem Einzelwort – als Bestandteil der Wortgruppe – und dem Satz wird, was sich im Fall der Substantivgruppe in erster Linie auf das substantivische Hauptglied der Gruppe und die mit ihm kongruierenden Wortgruppenglieder bezieht.“ (S. 66) Er plädiert bereits in [1954] dafür, „daß man die Wortgruppenlehre als ein eigenständiges und wichtiges Kapitel der Syntax betrachten muß“ (S. 64).

Ein weiterer neuer Terminus Admonis ist die ‚Portativität‘ (vgl. [1963a]), „die seine innere Kohärenz [nämlich die des Wortes], den festen Zusammenschluß seiner Bestandteile sichert, wobei gleichzeitig die Möglichkeit seiner Gliederung in deutlich voneinander abhebbare Komponenten und seine Übersichtlichkeit gewahrt werden.“ (S. 267). Portativität ist nicht nur für das Wort sondern auch für die Wortgruppe und den Satz charakteristisch. Sie ist je nach Sprache, aber auch je nach Entwicklungsstufe einer Sprache unterschiedlich. Die Monoflexion sichert der Substantivgruppe im heutigen Deutsch einen hohen Grad an Portativität, während im Englischen der Mangel an Flexion die Stellungsvariation der Wortgruppe beeinträchtigt (267 ff.). Die einheitliche Beweisführung Admonis in seinen Arbeiten ist auch in diesem Artikel [1963a] zu erkennen, in dem er die neue These der Portativität mit einer – ebenfalls von ihm aufgestellten – These der Monoflexion untermauert.

In seinen Artikeln behandelt Admoni die quantitative Analyse sprachlicher Phänomene (vgl. [1964a], [1970]), der er sich auch in seinen späteren sprachgeschichtlichen Untersuchungen verpflichtet fühlt (vgl. die oben genannten Arbeiten von Admoni 1967; 1972 u.a.). Er begründet die quantitative Arbeitsmethode u.a. auch mit einer früheren These, nämlich mit der der ‚Polydimensionalität‘ (vgl. [1961b], [1964a] u.a.). „Wir haben ein komplexes Verfahren für das Zusammentragen und die arithmetische Bearbeitung des Sprachstoffes vorgeschlagen und angewandt; dieses ist im Gegensatz zur Fragestellung etwaiger – durch den Wahrscheinlichkeitskalkül zu errechnender – strenger quantitativer Gesetzmäßigkeiten darauf angelegt, lediglich Tendenzen zu erkunden, die sich im Bereich der Korrelationen zwischen Intensitätsgrad, der ‚Quantität‘ schlechthin, eines unter Beobachtung gestellten Merkmals eines (polydimensionalen) grammatischen Phänomens, und der qualitativen Beschaffenheit dieses Phänomens erkennen lassen. Wir haben dieses Verfahren als ‚grammatische‘ oder ‚symptoma-

tische Statistik‘ bzw. einfach ‚Symptomatik‘ bezeichnet.“ (1964a: 288 f.).

Die in diesem Sammelband veröffentlichten Artikel tragen zum Gesamtbild des wissenschaftlichen Schaffens des bedeutenden Germanisten und Sprachwissenschaftlers Admoni bei, indem sie dem Leser zu einem Überblick einer 26-jährigen Periode seines wissenschaftlichen Werdegangs (von 1949 bis 1975) verhelfen. Obwohl ihre Entstehung lange Zeit zurückliegt (der älteste Artikel ist vor mehr als 50 Jahren entstanden!), haben sie weder an Aussagekraft noch an Aktualität verloren und sie können immer noch mit in die heutigen Diskussionen über Phänomene der deutschen Grammatik sowie über Probleme der Sprachtheorie einbezogen werden.

Ein ganz besonderes Lob verdient die Übersetzung, da der Text – sowohl was die Terminologie als auch was die sprachliche Geläufigkeit und Formulierung anbelangt – den Eindruck eines Originaltextes entstehen lässt.

Peter Bassola (Szeged)

Ágel, Vilmos; Gardt, Andreas; Haß-Zumkehr, Ulrike; Roelcke, Thorsten: Das Wort. Seine strukturelle und kulturelle Dimension. Festschrift für Oskar Reichmann zum 65. Geburtstag. Tübingen: Niemeyer, 2002. 344 S.

Nur drei Jahre nach Erscheinen des Oskar Reichmann zugeeigneten Sammelbandes „Sprachgeschichte als Kulturgeschichte“ von 1999 (vgl. meine Besprechung im letzten Jahrbuch) liegt ein neuerlich Reichmann gewidmeter Band vor, der die Bezeichnung „Festschrift“ nun auch

im Titel anführt. Entsprechend den Erkenntnisinteressen und dem Betätigungsfeld des Jubilars kreisen die Überlegungen um das Wort und dessen strukturelle und kulturelle Funktion. Dabei kommen Vertreter verschiedener Disziplinen zu Wort, die naturgemäß auch

unterschiedliche Perspektiven einbringen. Ebenso wie in der vorigen Festgabe liegt der Akzent der meisten Beiträge auf der Kulturgeschichte, was auch der in der Sprachwissenschaft allgemein beobachtbaren Verschiebung der Interessen von intra- zu extralinguistischen Fragestellungen entspricht.

Nach einem Abschnitt zur Biographie und zum wissenschaftlichen Werk des Jubilars mit einem Verzeichnis der vom Jubilar betreuten Dissertationen und Habilitationsschriften folgen 18 Beiträge, die in gegenwartsbezogene und die Historie betreffende eingeteilt werden, wobei sich aber (z.B. bei den Beiträgen von *Jochen Bär*, *Stefan Sonderegger* und *Hartmut Schmidt*) Überschneidungen ergeben.

Eröffnet werden die gegenwartsbezogenen Beiträge mit dem anregenden Aufsatz von *Vilmos Ágel* und *Roland Kehrein*, die der Frage nachgehen, ob das Wort ein Sprech- und/oder ein Schreibzeichen ist bzw. ob Wortarten als Klassen von Sprechzeichen und/oder Schreibzeichen einzustufen sind. Die Autoren kommen zu dem Ergebnis, dass die Frage „in abstracto nicht zu entscheiden“ ist und Status bzw. Einteilung der Wortarten „von der konzeptionell, pragmatisch und sprachsoziologisch zugrunde gelegten ‚Empirie‘“ (S. 22) abhängt. Im Beitrag wird u.a. eine Fülle an Fragen zur Wortidee in oralen und literalen Kulturen aufgeworfen, die die Grenze der Germanistik und auch die Möglichkeiten der Autoren, wie sie selbst eingestehen (vgl. S. 7), teilweise weit überschreiten. Sehr interessant und lesenswert erscheint mir insbesondere der Abschnitt mit der phonetischen Analyse der Partikel *ja* (Kap. 2).

Das weite Feld diachroner Onomasiologie bewandert *Dirk Geeraerts* unter Einbeziehung eigener Arbeiten und unter Ausklammerung onomasiologischer Wörterbücher. Der englischsprachige Artikel enthält auch eine Forschungsübersicht, in dem ein Überblick geboten wird über die prästrukturalistische Semantik, die strukturalistische Semantik, die (neo)generativistische Semantik und die kognitive Semantik.

Möglichkeiten und Grenzen empirischer Lexikologie am Beispiel der Korpuslinguistik zeigt *Ulrike Haß-Zumkehr* in ihrem Beitrag „Das Wort in der Korpuslinguistik“, wobei sich die Ausführungen auf die öffentlich zugänglichen Korpora des Mannheimer Instituts für Deutsche Sprache beziehen. Es lassen sich, um nur einige Anwendungsbeispiele zu nennen, mithilfe der Korpuslinguistik relativ rasch Informationen gewinnen zu Aufkommen, Frequenz und Graphie von Lexemen, zu Kookurrenzpartnern einzelner Lexeme (Kookurrenzanalyse), zur polysemen Struktur von Lexemen u.a.m. Abhängig ist der Umgang mit Korpuslinguistik aber, wie *Haß-Zumkehr* gut herausarbeitet, von der Tauglichkeit der Recherchesoftware für spezifische Zwecke und nicht zuletzt vom interpretierenden Subjekt und dessen Fragestellungen.

Aus der Werkstatt des Frühneuhochdeutschen Wörterbuchs stammen *Anja Lobenstein-Reichmanns* Betrachtungen zur Syntagmenangabe in der Bedeutungslexikographie, wobei ‚Syntagmen‘ verstanden werden als „durch Segmentierung aus einem Text gewonnene, zu einem lexikographischen Zweck strukturierte, d.h. in und mit ihrem syntaktisch relevanten Kontext wiedergegebene

Belegausschnitte, die aufgrund der Tatsache, dass sie das Lemmazeichen in seinem Aussagezusammenhang darstellen, weitergehende bedeutungs- und pragmatikrelevante Aussagen ermöglichen" (S. 73). Durch Syntagmenangaben im Wörterbuch werden nicht nur dem Leser wertvolle Informationen über die Verwendungsweise von Bezeichnungen in einer Epoche geliefert, Syntagmen dienen auch dem Lexikographen bei der Bedeutungserschließung, was die Autorin am Beispiel der Polysemie von *Petschaft* (1. 'Siegelstempel'; 2. 'im Siegelring eingraviertes Muster'; 3. 'Siegelabdruck') aufzeigt.

Insiderwissen aus dem Deutschen Rechtswörterbuch vermittelt uns *Heino Speer* in seinem Artikel „Rechtssprachlexikographie und neue Medien“. Der Verfasser konfrontiert uns zunächst mit dem hermeneutischen Problem einer Rechtssprachlexikographie, die es mit schriftlichen historischen Belegen zu tun hat, die aus einer Zeit stammen, in der Rechtskultur weitgehend im Bereich des Mündlichen ihre Ausprägung fand. Als Beispiel für die Nutzung neuer Medien präsentiert der Autor das gemeinsam mit dem Jubilar betriebene Projekt HDHS (Heidelberger Hypertextserver), das sich die Einbettung von Wörterbuchbelegen in digitale Kontexte zum Ziel gesetzt hat.

Um Formen der Bedeutungserschließung von Wort und Text geht es *Andreas Gardt* („Wort, Text und Bedeutung“), der zunächst unterschiedliche Formen der Bedeutungserschließung in den Bereichen Rechtswissenschaft, Theologie sowie Literatur- und Sprachwissenschaft beschreibt. Besonders eindringlich wird hier der Gegensatz zwischen Literatur-

und Sprachwissenschaft vor Augen geführt (vgl. S. 122 f.), was nicht nur mit der unterschiedlichen Wissenschaftstradition und unterschiedlichen Textsorten als Untersuchungsgegenständen, sondern auch mit dem unterschiedlichen Erkenntnisinteresse zusammenhängt. Literaturwissenschaft zielt verstärkt auf Individuelles bzw. Besonderes, Sprachwissenschaft weitgehend auf Überindividuelles. Im Anschluss an Saussure und Gardt könnte man sagen: Literaturwissenschaft ist (vorwiegend) *parole*-orientiert, Sprachwissenschaft (vorwiegend) *langue*-orientiert. Für die Sprachwissenschaft wurde, wie *Gardt* (S. 121) ausführt, die Bedeutungserschließung von Texten überhaupt erst seit dem Aufkommen der Textlinguistik zum wissenschaftlichen Gegenstand. Vorher habe sich der strukturalistische Bedeutungsbegriff hinderlich ausgewirkt, demzufolge Wörter gelten als so etwas wie „kleine, feste Bedeutungskugeln, die von den Sprechern in der Kommunikation auf den Weg zum Gegenüber gesandt werden, in der Hoffnung, sie mögen im Bewusstsein des Angesprochenen in die passenden Bedeutungslöcher fallen" (S. 121). Den Funktionen von Wörtern bei der Erschließung von Textbedeutungen widmet sich *Gardt* im zweiten Abschnitt seines Beitrags, in dem u.a. Beispiele aus der Literatur gebracht werden und schließlich auch die Leistungen und Grenzen strukturalistischer Merkmalsemantik kurz umrissen werden.

Mit zahlreichen Beispielen aus der Literatur reichert auch *Jochen Bär* seinen Beitrag „Das Wort im Spiegel der Sprachkritik" an. Bär legt seinen Ausführungen das adaptierte und erweiterte Bühlerische Zeichenmodell zugrunde,

indem er bei der Einteilung der Wortkritik die Unangemessenheit der Wortwahl nicht nur in Bezug setzt zum Sprecher bzw. Schreiber, zum Adressaten und zum Gegenstand, sondern auch zum Sprachsystem.

Weitere Beiträge des ersten Blocks stammen von *Peter Wiesinger* („Austriazismen als Politikum“), *Anne Betten* und *Peter Mauser*, die sich der deutschen Sprache von Exilanten annehmen, *Stefan Sonderegger*, der den Prolog des Lukas-Evangeliums zum Ausgangspunkt für Betrachtungen philologischer Probleme der deutschen Bibelübersetzung nimmt, und *Gerhard Rau* („Zur Funktionalität der Wort-Gottes-Theologie im 20. Jahrhundert“).

An der Spitze des „historischen Blocks“ stehen *Klaus-Peter Wegeras* Beobachtungen und Überlegungen zur Wort- und Begriffsgeschichte von mhd. *âventiure*, eines Zentralbegriffs der Artus-Literatur. Unter Zugrundelegung mehrerer Mittelhochdeutsch-Korpora geht es *Wegera* weniger um die isolierte Darstellung von Bedeutungsvarianten dieses hochgradig polysemen Begriffs, sondern um die Frequenz der Verwendungsweisen und die Symptomwerte sowie um die konzeptuelle Verknüpfung der einzelnen Bedeutungsvarianten. Zum gemeinsamen semantischen Kern von Bedeutungsvarianten von mhd. *âventiure* wird die semantische Nähe von *âventiure* zum christlichen Begriff *adventus* ausgewiesen. Von dieser Gemeinsamkeit ausgehend werden die Bedeutungsvarianten in „Geschehen“ und „Wiedergabe eines Geschehens“ unterteilt und schließlich weiter in zahlreiche untergeordnete Varianten ausdifferenziert.

Texte von Paracelsus (Theophrast von Hohenheim) und Paracelsisten werden in den folgenden zwei Beiträgen von *Wilhelm Kühlmann* und *Joachim Telle* zum Untersuchungsgegenstand gewählt, wobei es *Kühlmann* um die Diskussion von Fachsprache und Lexikographie im Umkreis der Paracelsisten des 16. Jh.s geht und *Telle* um die Alchemikerrätsel.

Mit unterschiedlichen Ablauftypen in der Beseitigung von Lexemkonkurrenzen in der Lutherbibel einerseits und der Zürcher Bibel andererseits (jeweils vom 16. Jh. bis zum 20. Jh.) beschäftigt sich *Werner Besch*. Die Zürcher Bibel steht dabei „für den letztlich gescheiterten Versuch, eine eigenständige schweizerdeutsche Bibelsprache zu schaffen“ (S. 292).

Die Präfigierung von Simplexverben im Frühneuhochdeutschen ist Gegenstand von *Joachim Schildts* kurzem Beitrag. Dabei zeigt sich, dass Präfixbildungen *Simplicia* nicht einfach ablösen. Vielmehr gehen bloß einzelne Verwendungsweisen und nicht das gesamte Simplexverb in die Präfigierung ein, wobei es zu einer Einschränkung der Polysemie der Grundverben kommt, keineswegs aber zu deren Monosemie. Eine Ausweitung der Materialbasis wäre, so *Schildt*, notwendig, um detailliertere Fragen (z.B. Welche Grundverben bzw. welche Bedeutungsvarianten polysemer Grundverben sind davon betroffen?) zu klären.

Mit dem Stellenwert, den das Niederländische in der deutschen Sprachreflexion des Barock und der Aufklärung einnimmt, setzt sich *Thorsten Roelcke* auseinander, der gemeinsam mit *Andreas Gardt* und dem Jubilar das Heidelberger

lexikographische Projekt „Sprachtheorie in Barock und Aufklärung“ leitet. Dabei zeigt sich u.a., dass das Niederländische im 17. Jh. noch weitgehend als deutsche Mundart betrachtet wurde, während es im 18. Jh. überwiegend als eigenständige Sprache anerkannt wurde.

Beim abschließenden Beitrag von *Hartmut Schmidt* („Frühneuhochdeutsche Zustände im Spätneuhochdeutschen“) stellt sich die Frage, ob er nicht besser in den ersten Block zu stellen gewesen wäre, denn referiert werden Entwicklungstendenzen der Gegenwartssprache, deren Variantenvielfalt mit den frühhd. Zuständen verglichen wird.

Im Vergleich zur vorigen Festgabe für Oskar Reichmann enthält dieser Sammelband etwas weniger Beiträge, die auf Grundsätzliches bzw. Methodologisches abzielen und zur Diskussion herausfordern, dafür aber mehr, in denen die souveräne Handhabung solider Philologie zum Ausdruck kommt. Beiden Sammelbänden gemeinsam ist aber, die kulturgeschichtliche Dimension sprachwissenschaftlicher Bemühungen um das Wort deutlich werden zu lassen. Es lohnt sich, den eingeschlagenen Weg weiterzugehen.

Richard Reutner (Wien)

Ahadi, Shahram: Verbergänzungen und zusammengesetzte Verben im Persischen. Eine valenztheoretische Analyse.
Wiesbaden: Reichert, 2001 (= Iran-Turan, Band 3). 296 S.

Angesichts der Popularität der Valenztheorie und ihrer Anwendung auf verschiedene europäische Sprachen, darunter auch auf das Ungarische, sind Arbeiten zu Sprachen wie die vorliegende Untersuchung von Ahadi zum Persischen von erheblichem theoretischen und methodologischen Interesse für (aufmerksame) Valenzforscher des Deutschen, des Ungarischen und anderer Sprachen. Die umfassende Arbeit Shahram Ahadis zur persischen Gegenwartssprache setzt sich zwei Ziele: Einerseits möchte sie einen adäquaten Ergänzungssatz für das Persische entwickeln, andererseits dient sie „der besseren Vermittlung des Persischen als Fremdsprache“ (S. 1). Das Buch gliedert sich in drei Hauptkapitel, die von der Einleitung und der Zusammenfassung eingerahmt werden. Überdies ergänzt

ein sehr hilfreiches Abkürzungs- und Symbolverzeichnis die Lektüre.

Kapitel 2, der erste der größeren Teile des Buches, zielt darauf ab, den Leser in Grundbegriffe und die wichtigsten Ideen der Dependenz-Verb-Grammatik einzuführen. Von dem Erbe Tesnières ausgehend werden Konnexion und die zwei zu ihrer Beschreibung verwendeten konkurrierenden Prinzipien ‚Konstituenz‘ und ‚Konkomitanz‘, definiert. Die Trias Dependenz-Rektion-Valenz wird auf der Grundlage von Engel³1996 (Deutsche Grammatik. Heidelberg: Groos) dargestellt: Es bleibt leider unklar, wodurch und wie diese drei Erscheinungen miteinander verbunden sind und was der Zusammenhang zwischen ihnen ist. Die Beschreibung von Konkomitanz – und damit auch von Dependenz – scheint hier ein Diagramme (also

Darstellungsweisen) betreffendes Problem zu sein, wobei *das Wesen* dieser Phänomene zu kurz kommt. Was (oder was nicht) hat Valenz mit Konkomitanz und Dependenz zu tun? Diese Frage bleibt hier unbeantwortet, ganz zu schweigen von Rektion, zu der ja Valenz einen „Spezialfall“ darstellt.

Von den verschiedenen Valenzansätzen wird auf drei, auf die von Tesnière, Helbig und Engel detailliert eingegangen. Besonders aufschlussreich ist die Beschreibung der semantischen Valenz, bei der auf die semantischen Unterschiede zwischen dt. *verlieren* und seinen persischen Entsprechungen (*bāxtan*, *gom kardan* und *az dast dadān*) aufmerksam gemacht wird. Bezüglich der morphosyntaktischen Valenzstruktur gibt es in diesem Fall keine wesentlichen Unterschiede zwischen Deutsch und Persisch, aber während das deutsche Verb in vielen unterschiedlichen Kontexten immer *verlieren* ist, muss man im Persischen drei verschiedene Verben verwenden, abhängig von den semantischen Merkmalen des Zweitaktanten und von der Art des Vorgangs, des Verlorengehens (S. 35 f.).

Aufgrund der beiden Kriterien ‚Verb-spezifisch‘ und ‚Obligatheit‘ werden insgesamt elf Ergänzungen etabliert. Ihre Klassifizierung erfolgt zwar in Anlehnung an Engels Valenzansatz, es werden aber wesentliche Änderungen vorgenommen: Da es im Persischen keine Kasus gibt, fehlen die für das Deutsche typischen kasusmarkierten Ergänzungen (AKK, DAT und GEN), dafür finden wir aber Kategorien wie ‚Direkt-Ergänzung‘, ‚Ezāfe-Ergänzung‘, ‚postpositionale Ezāfe-Ergänzung‘ und ‚Enklitivergänzung‘. Ferner werden die Engel'schen

Klassen ‚Situativergänzung‘- und ‚Direktivergänzung‘ zu ‚Lokativergänzung‘ zusammengefasst.

Im zweiten Hauptteil (Kapitel 3) werden die einzelnen Ergänzungen der Reihe nach behandelt. Da eine detaillierte Analyse jedes einzelnen Unterkapitels den Rahmen dieser Rezension sprengen würde, gehe ich im Folgenden nur auf Phänomene ein, die sich m.E. als besonders interessant erweisen.

Was das Subjekt anbelangt, sind in erster Linie Kongruenz und Impersonalia zu erwähnen. Regelmäßige Kongruenz herrscht zwischen belebten Subjekten und dem finiten Verb. „Ist das Subjekt dagegen unbelebt und steht im Plural, so ist die Kongruenz fakultativ; das finite Verb kann im Singular oder Plural stehen“ (S. 55). Zu Nullwertigkeit kommt es in der persischen Sprache nicht, unpersönlichen Konstruktionen mit festem *es* (*es regnet*; *es donnert* usw.) entsprechen hier Strukturen mit „herkömmlichem“ Subjekt, vgl. ‚Hanuz *bārān* mi-bār-ad?‘ (= Noch *Regen* regnet?). Erwähnenswerte Parallelen bestehen zwischen Persisch und Ungarisch: 1. Das unbestimmte Subjekt *man* wird meistens derart übersetzt, dass das finite Verb in die dritte Person Plural gesetzt wird, vgl. ‚mi-guy-and, ke...‘ (= sagen-sie, dass...) und ‚azt mondják, hogy...‘ (= es sagen-sie, dass...) vs. ‚man sagt, dass...‘; 2. Pronominale Subjekte erscheinen im Normalfall mikrovalenzial in ins Verb inkorporiert, vgl. ‚bud-am‘ und ‚voltam‘ vs. ‚ich war‘. Dies bezieht sich nicht nur auf das Subjekt, sondern auch auf das direkte Objekt, das ähnlich wie im Ungarischen am Verb realisiert werden kann, vgl. ‚man diruz did-am-aš‘ (= ich gestern sah-ich-sie) und ‚láttam

tegnap' (= sah-ich-sie gestern) vs. ,ich sah sie gestern'. Wenn es um zusammengesetzte Verben (Funktionsverbgefüge) geht – diesen kommt im Persischen eine außerordentlich wichtige Rolle zu –, wird das direkte Objekt dem nominalen Teil angehängt, vgl. ,Ali tahdid-aš kard' (= Ali Bedrohung-sie machte) vs. ,Ali bedroh-te sie' (S. 66 f.).

Die Markierung des direkten Objekts (= Direktivergänzung) erfolgt im Persischen in den meisten Fällen mit Hilfe von *rā*. Der Status dieses Elementes ist umstritten, es wird entweder als Suffixmorphem (auch als Akkusativsuffix, dies wahrscheinlich nach deutschem Muster) oder als Postposition bezeichnet. Diese Schwankung spiegelt sich auch in der Rechtschreibung wider: Obwohl die heute geltenden Regeln Getrennschreibung vorschreiben, begegnet man häufig der Bindestrich-Form. Es dürfte sich hierbei um einen Grammatikalisierungsprozess handeln, während dessen aus der Postposition ein enklitisches Segment und später vielleicht ein Flexiv entsteht.

Die traditionelle Unterscheidung zwischen transitiven und intransitiven Verben ist nur bedingt brauchbar und reicht nicht aus, um die verschiedenen Ausdrucksformen der Direktergänzung im Persischen adäquat zu erschließen. Es empfiehlt sich, von einem Kontinuum mit den beiden Polen ,maximale Transitivität' und ,maximale Intransitivität' auszugehen. Je näher wir uns dem intransitiven Pol befinden, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit des Wegfalls von *rā*: ,u *nāme rā* nevešt' (= er schrieb den Brief), ,u *nāme- 'i rā* nevešt' (= er schrieb einen gewissen Brief), ,u *nāme- 'i* nevešt' (= er schrieb einen Brief) und ,u *nāme* nevešt' (= er schrieb Briefe).

Im Falle von pronominalen Direktivergänzungen hat man die Möglichkeit, statt *rā* enklitische Pronomina zu verwenden, die den ungarischen mikrovalenzialen Realisierungen (Flexiven) ähnlich sind (vgl. oben). Diese Technik lässt sich auch auf Präpositivergänzungen anwenden, wo dann ein enklitisches Pronomen der Präposition angeschlossen wird, vgl. ,Mina *az u* talāq gereft' (= Minā von er Scheidung nahm) und ,Minā *az-aš* talaq gereft' (= Minā von-er Scheidung nahm) 'Mina ließ sich von ihm scheiden'. Meiner Meinung nach wäre es sinnvoll, der Frage nachzugehen, was für Klitika im Persischen anzutreffen sind bzw. welche Funktion ihnen zukommt. Dies ist umso wichtiger, als das funktionale Spektrum persischer Klitika sehr breit ist. Ihre Polyfunktionalität lässt sich am Beispiel von *-am* gut demonstrieren: *-am* ist im Stande, Possessivität auszudrücken, vgl. ,pedar-*am*' (= Vatermein), wie Personalendungen zu fungieren, vgl. ,nemidān-*am*' (= nicht-weiß-ich) oder auf das logische Subjekt hinzuweisen, vgl. ,(az ān) xoš-*am* āmad' (= (von dem) wohl-ich kam) 'es gefiel mir' (S. 120). Überdies gibt es eine kleine Gruppe von Funktionsverbgefügen, die die sog. Enklitivergänzung erfordern. Der verbale Teil steht immer in der 3. Person Singular. Nach Ahadi handelt es sich bei solchen Strukturen – vgl. ,az ān xoš-*aš* āmad' (= von jene wohl-er kam) 'sie gefiel ihm' – nicht um unpersönliche Konstruktionen, sondern ,um implizit-persönliche Verben, da sich das mit dem FVK [Funktionsverbkomplement, D.C.] verbundene enklitische Pronomen (meistens als Personalsuffix bezeichnet) immer auf eine Person [...] bezieht" (S. 116).

Besonders informativ ist der Exkurs zu persischen Präpositionen im Zusammenhang mit der Präpositivergänzung. Das Persische verfügt hier über eine enorm hohe Form- und Ausdrucksvarianz. Es werden einfache und zusammengerückte Präpositionen unterschieden. Erstere wie z.B. *az* 'von' oder *bā* 'mit' sind „Stammwörter und in ihrer Zahl begrenzt“ (S. 71), bei den zusammengerückten gibt es vier unterschiedliche Formvarianten, von denen an dieser Stelle nur eine erwähnt werden soll, nämlich die Kombination aus einem Substantiv und dem Verbindungsmorphem *-e*, vgl. *kenār* ('Rand') + *-e* → *kenār-e* ('neben').

Der deutschen Genitivergänzung ähnlich ist die sog. *Ezāfe*-Ergänzung (EZ) (*Ezāfe* = 'Hinzufügung'), die mit den phonetisch bedingten Allomorphen *-e/-ye* markiert wird. Neben der possessiven Funktion dieses Morphems gibt es zahlreiche Substantive und Adjektive, die eine *Ezāfe*-Ergänzung regieren, vgl. „man *montazer-e Maryam šod-am* (= ich wartend-EZ Maryam wurde) 'ich wartete auf Maryam'. Eine eigene Ergänzungsgruppe bildet die postpositionale Variante von *Ezāfe*, wo neben *-e/-ye* ein zusätzliches *rā* erscheint. Dies kommt ausschließlich bei Funktionsverbgefügen vor, vgl. „Ali *liyāqat-e Minā rā na-dār-ad* (= Ali Würdigkeit-EZ Minā nicht-hat) 'Ali verdient Minā nicht'.

Bei der Behandlung von Verbativergänzungen wird den Hilfsverben (hier nach Engel Nebenverben (NV) genannt) besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Es werden drei Untergruppen unterschieden: ‚Auxiliarverben‘, ‚Modalverben‘ und ‚Konjunktivverben‘. Was Modalverben anbelangt, können diese sowohl

epistemisch wie auch deontisch gebraucht werden und das hat auch formale Konsequenzen: Bei der epistemischen Verwendungsweise steht das vom Modalverb regierte Verb im Konjunktiv, bei der deontischen im Indikativ.

Auch im Persischen besteht die Möglichkeit, Ergänzungen zu satzförmigen Ergänzungen auszubauen. Hierbei lohnt sich ein Blick auf Korrelate, denn es können Strukturen produziert werden, die im Deutschen nicht vorkommen, vgl. *„In ke bā ānhā harf be-zan-i lāzem na-bud“* (= *Es* dass mit sie Wort schlagest nötig nicht-war) 'Es war nicht nötig, dass du mit ihnen redest'. Ähnliche Sätze lassen sich auch im Fall von Objekt- und Präpositivsätzen problemlos bilden (S. 209 f.).

Im letzten Hauptteil (Kapitel 4) der Arbeit befasst sich der Autor mit den zusammengesetzten Verben (ZV), die im Persischen von außerordentlich großer Bedeutung sind. „Während die Zahl der tatsächlich benutzten einfachen Verben im heutigen Persisch schätzungsweise zwischen 150 und 200 liegt, gibt es mehrere Tausend zusammengesetzte Verben, deren Zahl ständig wächst“ (S. 215). Zur Veranschaulichung sollen hier einige Ausdrücke mit *kardan* 'machen' dienen: *bāzi kardan* (= Spiel machen), *zendegi kardan* (= Leben machen), *salām kardan* (= Gruß machen), *movāfeqat kardan* (= Zustimmung machen), *eğāze kardan* (= Erlaubnis machen). Entgegen der gängigen Auffassung betrachtet Ahadi das Funktionsverb (FV) in ZV nicht als völlig bedeutungsleere, sondern eher als auf FVK angewiesene Verben mit unvollständiger Bedeutung. Sie verfügen über ein größeres semantisches Potenzial, was sich

auch darin zeigt, dass die Wahl des FV in einem ZV auch semantisch bedingt sein kann (S. 262). Der nominale Teil (das FVK) kann durch Substantive, Adjektive, Adverbien und sogar Präpositionen repräsentiert werden. Besonders interessant sind ZV mit adverbialen FVK, in denen aus ehemaligen Substantiven abgeleitete Ortsadverbien als FVK auftreten und einen fließenden Übergang zu Präfixverben bilden, vgl. ‚Doulat bahā-ye benzin rā *bālā bord*‘ (= Regierung Preis-EZ Benzin *hoch trug*) ‚Die Regierung erhöhte den Benzinpreis‘. Die Nicht-Anaphorisierbarkeit stellt die wichtigste Eigenschaft von FVK dar, sie spricht für die Annahme, dass FVK nicht als Ergänzungen zum FV anzusehen sind (S. 261).

Aus valenztheoretischer Sicht besonders interessant ist die Attribuierung des FVK, da sie Valenzreduktion bewirken kann. Dies ist sogar dann möglich, wenn das FVK in den Plural gesetzt und mit einem Indefinitheitssuffix (INDET) versehen wird, vgl. ‚Hads mi-zad ke man emruz vaqt na-dār-am.‘ (= *Vermutung* schlug-er dass ich heute Zeit nicht-hab-ich) ‚Er vermutete, dass ich heute keine Zeit habe.‘ vs. ‚Hads-ha-‘i mi-zad vali...‘ (= *Vermutung-en-INDET* schlug-er aber...) ‚Er vermutete so mancherlei...‘. Im zweiten Beispielsatz darf keine satzförmige Direkt-Ergänzung erscheinen und das FVK wird dabei fokussiert. Zu erwähnen ist an dieser Stelle noch die

Passivierung von FV, die in den meisten Fällen „durch die Substitution des Funktionsverbs realisiert wird“ (S. 66), vgl. ‚Ali Minā rā *tahdid kard*‘ (= Ali Minā *Bedrohung machte-er*) ‚Ali bedrohte Minā‘ → ‚Minā *tahdid šod*‘ (= Minā *Bedrohung wurde-sie*) ‚Mina wurde bedroht‘.

Zusammenfassend lässt sich sagen: Der Engel’sche Valenzansatz wird – um auch den typologischen Eigentümlichkeiten des Persischen Rechnung zu tragen – stark modifiziert. Die Abschnitte zu den einzelnen Ergänzungsklassen sind klar strukturiert und führen zahlreiche Beispiele an, die samt den Bemerkungen und Erklärungen in hohem Maße zum Verständnis beitragen. In dem insgesamt sehr ausführlichen und gründlich erarbeiteten Exkurs zu NV hätten jedoch vielleicht auch andere Auffassungen in die Analyse mit einbezogen werden können, um die funktional-semantische Vielfalt von NV etwas „flexibler“ behandeln und erklären zu können. Eine große Stärke der Arbeit von Ahadi ist sein praxisnaher, auch didaktische Überlegungen berücksichtigender Aufbau, der uns dabei sicherlich hilft, dieser selbst für uns Ungarn vielleicht „exotischen“ Sprache – wenn man als Linguist so etwas überhaupt sagen darf – näher zu kommen.

Dániel Czicza (Budapest)

Demske, Ulrike: Merkmale und Relationen. Diachrone Studien zur Nominalphrase des Deutschen. Berlin, New York: de Gruyter, 2001 (= *Studia Linguistica Germanica* 56). 344 S.

Für die Beschreibung der internen Struktur der Nominalphrase (NP) erschienen in den achtziger Jahren die ersten funktional orientierten Ansätze im Rahmen der generativen Grammatik. Seitdem wird unter Linguisten zunehmend die Ansicht vertreten, dass Nominalphrasen nicht als Projektionen der lexikalischen Kategorie ‚Nomen‘, sondern als Projektionen einer funktionalen Kategorie ‚Determinator‘ (D) verstanden werden müssen. Dieser funktionalgrammatische Ansatz liegt auch der vorliegenden Arbeit zu Grunde, in der bisher nicht geklärte bzw. kontrovers diskutierte Fragen der deutschen Nominalphrase thematisiert werden. Ziel der Autorin ist es, durch Einbeziehung und Analyse älterer Sprachstufen der deutschen Sprachgeschichte sowie durch kontrastive Vergleiche mit anderen Sprachen zu einer Neubewertung der heutigen Verhältnisse im Bereich der NP zu gelangen. Ausgangspunkt für die Untersuchung bildet die ‚Determinansphrase-Hypothese‘ (DP-Hypothese), über deren Forschungsschwerpunkte und Forschungsdesiderata die Autorin eine umfassende Darstellung leistet. Außerdem werden andere bestehende Modelle zur Erklärung von diachroner und synchroner Variation in der NP auf ihre Adäquatheit hin kritisch überprüft, und es wird erzielt, aufgrund des historischen Befundes ein eigenes Modell zu entwickeln.

In der Einleitung wird der Theorie von Vater (Vater, Heinz 1986: Zur NP-Struktur im Deutschen. In: ders. (Hg.):

Zur Syntax der Determinantien. Tübingen, 123-145.) über die hierarchische Struktur der NP die DP-Hypothese gegenübergestellt, es werden Vorteile und Schwächen der Theorien beschrieben. Grundgedanke der DP-Hypothese ist die Einführung der funktionalen Kategorie D(eterminator), der als funktionaler Kopf einer DP „eine NP als Komplement selektiert“ (S. 1). Diesem funktionalen Kopf werden grammatische Merkmale – Definitivitätsmerkmal, Kongruenz- und Kasusmerkmale – zugeschrieben, die durch geeignete Träger-elemente realisiert werden können. Das typische Trägerelement für grammatische Merkmale sei das Artikelwort. Wie es sich aber dann mit Possessivpronomina und pränominalen Genitiven verhält, ob diese linken Erweiterungen auch mögliche Trägerelemente grammatischer Merkmale darstellen, wird in den folgenden Kapiteln diskutiert.

Gegenstand des zweiten Kapitels sind die grammatischen Merkmale und Relationen der NP, sowie ihre mögliche Repräsentation in Form funktionaler Kategorien. Im Mittelpunkt der Untersuchung stehen die Kongruenzphänomene bzw. die Distribution flexivischer Merkmale in der NP vom Althochdeutschen bis zur Gegenwart. Anhand der Analyse wird festgestellt, dass die Markierung von Kongruenzmerkmalen im Deutschen stabil bleibt – Artikelwörter und Adjektive kongruieren mit dem Bezugsnomen hinsichtlich Genus, Kasus und Numerus. Die Relation zwischen

Artikelwort und Adjektiv ist laut Demske durch sprachlichen Wandel gekennzeichnet; die diachrone Untersuchung der Distribution von starken und schwachen Adjektivflexiven lässt sie darauf schließen, dass sich die einst semantisch begründete Relation zwischen Artikelwort und Adjektiv (im Ahd: starke Adjektivflexion – Indefinitheit, schwache Adjektivflexion – Definitheit) durch die Ausweitung des Gebrauchs des bestimmten Artikels bis zum Ende der frnhd. Zeit morphologisch etabliert hat. Erst dann ist die Grammatikalisierung des einfachen Demonstrativpronomens zum bestimmten Artikel vollzogen, wenn die Steuerung der Adjektivflexion nicht mehr semantisch, sondern morphologisch begründet ist.

Kapitel 3 thematisiert die problematische Kategorisierung der Possessivpronomina im Deutschen, deren Status in der einschlägigen Fachliteratur äußerst umstritten ist. Demske argumentiert gegen gängige Auffassungen, die die Possessivpronomina entweder den Pronomina oder den Adjektiven zuordnen, und äußert sich auch gegen die Theorie, die diese sowohl den Artikelwörtern als auch den Adjektiven zurechnet. Die Autorin vertritt die Position, dass Possessivpronomina in der Gegenwartsprache gar keine Pronomina sind, sondern aufgrund ihrer Eigenschaften und Funktionen in der NP vielmehr als „Possessivartikel“ bezeichnet werden sollten, wobei zwischen dem Possessivpronomen im eigentlichen Sinne (*meiner/meine/meines*) und dem Possessivartikel (*mein/meine/mein*) strikt zu unterscheiden ist. Dass es aber nicht immer so war, geht aus der diachronen

Untersuchung hervor: Im Ahd. und Mhd. hatte das Possessivpronomen noch adjektivische Eigenschaften, daraus entwickelt sich nach Demske im Verlauf des Frnhd. der Possessivartikel, was auf die veränderte Relation zwischen Artikelwort und Adjektiv zurückgeführt wird. Als Beweise für den Artikel-Status werden folgende gemeinsame Eigenschaften angeführt, die Possessivpronomina mit Artikelwörtern des Gegenwartsdeutschen teilen: Sie kookkurrieren nicht mit anderen Artikelwörtern, steuern die Flexion eines attributiven Adjektivs und flektieren wie andere Artikelwörter (*ein, kein*).

Kapitel 4 beschäftigt sich mit attributiven Genitivphrasen und verfolgt den Stellungswandel genitivischer Attribute – vom Ahd., wo sie noch ihrem Bezugsnomen vorangingen bis zur Gegenwart, wo sie diesem zunehmend nachgestellt sind – mit dem Ziel, durch historische Fakten eine neue Perspektive auf die heutigen Daten zu gewinnen. Aufgrund ihrer Stellung und ihrer Einschränkungen in der NP unterscheidet Demske drei Stadien in der Entwicklung von attributiven Genitiven. Wie aus der diachronen Untersuchung hervorgeht, gehen attributive Genitive im ersten Stadium ihrer Entwicklung dem Kopfnomen ohne Einschränkungen voraus und können gleichzeitig mit Artikelwörtern in einer NP erscheinen. Nach etwa 1500 folgen dann Genitive zunehmend dem Kopfnomen; Ausnahme bildet nur noch eine beschränkte Klasse von Genitiven, die auch pränominal erscheinen kann. Die Erklärung für diesen Wandel sieht Demske im schon beschriebenen Umbau des Artikelsystems, der Auswirkungen

auf die ganze NP mit sich zog. Laut dieser Theorie erlebte der vorangestellte Genitiv eine Reinterpretation als Artikelwort mit dem Ergebnis, dass Genitivkomplemente seit dieser Zeit dem Kopfnomen nachgestellt wurden, und zwischen Artikelwort und vorangestelltem Genitiv keine Kookkurrenz mehr bestand. Nach Demske wurde demnach auch der vorangestellte Genitiv wie das Possessivpronomen als Artikelwort reanalysiert, und die pränominalen Position ist seitdem auf solche Genitive beschränkt, die sich possessiv interpretieren lassen. Nach dieser Hypothese ist also die possessive Relation zum Kopfnomen (bzw. Ersetzbarkeit durch Possessivpronomina) das ausschlaggebende Kriterium für die Voranstellung von Genitiven. Die Entstehung des sog. adnominalen possessiven Dativs in der frnhd. Zeit, die hier auch umgehend diskutiert wird, lässt sich auch in diesen Zusammenhang stellen. Kontrastive Analysen anderer germanischer Sprachen veranlassen die Autorin zur Annahme, dass die Umstrukturierung des pränominalen Genitivs im Deutschen im Vergleich zu den anderen untersuchten Sprachen noch einen Schritt weiter geht, und seit dem 18. Jahrhundert nicht mehr phrasal, sondern als Kopf interpretiert werden soll. Dass die Genitivmarkierung dieses „vermeintlichen Genitivs“ sich von der Markierung postnominaler Genitivkomplexe in vieler Hinsicht unterscheidet, wird so gedeutet, „dass es sich nur bei letzterem Genitiv um syntaktisch zugewiesenen Genitivkasus handelt, während im Fall der vorangestellten vermeintlichen Genitivformen ein Possessivaffix vorliegt, das sich historisch aus einem Genitivsuffix entwickelt hat“

(S. 266). Auch im Bereich der postnominalen Genitive lässt sich die allgemeine Tendenz der deutschen Sprache zu einem analytischen Sprachbau beobachten: Die Präpositionalphrase (*von* + NP) setzt sich in vielen Kontexten anstelle des Genitivs durch, und ist bei Nachstellung von Eigennamen sogar obligatorisch. Über den adnominalen Genitiv wird des Weiteren behauptet, dass dieser sich – ebenso wie der verbale Genitiv – deutlich auf dem Rückzug befindet.

Dieses Kapitel liefert außerdem eine umfassende Darstellung über das diskontinuierliche Auftreten von Nominalphrasen im Deutschen, was sich in früheren Sprachstufen als ein äußerst produktives Phänomen erwies, im Gegenwartsdeutschen dagegen auf wenige Konstruktionen beschränkt ist. Darüber hinaus wird noch über die Entstehung von Genitivkomposita diskutiert, wobei die Autorin dafür plädiert, dass dieses Wortbildungsmuster erst im Frnhd. aufgekommen ist, und dass ältere Belege nicht als Genitivkomposita, sondern als „lexikalisierte syntaktische Strukturen“ (S. 299) zu bezeichnen sind.

Im letzten Kapitel werden Sprachwandelmodelle – wie z.B. die ‚HPSG-Theorie‘ (Head-Driven Phrase Structure Grammar Theory) und das ‚Prinzipien- und Parameter-Modell‘ – daraufhin überprüft, inwieweit sie die diskutierten Veränderungen in der deutschen NP in angemessener Weise erfassen und erklären können, und es wird ein dynamisches Modell vorgeschlagen, das diachroner und synchroner Variation gleichermaßen gerecht werden soll. Der Grundgedanke dieses Modells und dieser Arbeit ist es, die angeführten diachronen Veränderungen in der NP auf einen einzigen

Wandel, auf die Reinterpretation der Relation zwischen Artikelwort und Nominalphrase, zurückzuführen. Der Wechsel von einer semantisch begründeten zu einer morphologisch gesteuerten Relation hat nach dieser Theorie Auswirkungen auf andere linke Erweiterungen des Kopfnomens.

Für diese sehr logisch aufgebaute und veranschaulichende Beispielanalysen vorführende Arbeit liefern eigene Korpusanalysen die empirische Grund-

lage, die durch Daten aus einschlägigen historischen Grammatiken ergänzt werden. Demskes Arbeit leistet einen wichtigen Beitrag zur Erforschung der NP im Gegenwartsdeutschen, wobei dem dynamischen Moment, der diachronen Entwicklung in der NP bei der Untersuchung und Erklärung der heutigen Verhältnisse eine entscheidende Rolle zugesprochen wird.

Judit Gaál (Budapest)

Grinda, Klaus R.: Enzyklopädie der literarischen Vergleiche. Das Bildinventar von der römischen Antike bis zum Ende des Frühmittelalters. Paderborn, München, Wien, Zürich: Ferdinand Schöning, 2002. LXIII + 1338 S.

Eine klassische Feststellung der experimentellen Chemie ist, dass man die Eigenschaften einer neuen Verbindung am deutlichsten *in statu nascendi* erkennen kann. Dieser unausgeführte, *implicite* Vergleich (ein Terminus des Buches) eignet sich zum Auftakt einer Würdigung dieser von Klaus R. Grinda, emeritiertem Professor der mediävistischen Anglistik an der Göttinger Universität, zusammengestellten „Enzyklopädie“. Dieses Handbuch erfasst und systematisiert die Mosaiksteine der literarischen Bildersprache der westlichen Schriftkultur von der Entstehungszeit der alttestamentarischen Bücher der Bibel sowie von der Antike bis zum frühen Mittelalter (11. Jh.). Die Belege entstammen überaus heterogenen kulturellen Kontexten und veranschaulichen einen weitgespannten Bogen literarischer Tradition, aber auch Innovation. Zu bemerken sind eher die Kontinuität als markante Abweichungen in der Verwendung

und Auslegbarkeit der Gleichungen. Die Ausarbeitung dieses Entwicklungsprozesses bleibt Aufgabe der weiteren Forschung, zu der dieses Handbuch Anstöße liefert.

In den letzten Jahrhunderten dieser Periode haben die beiden germanischen Sprachen – die englische früher als die deutsche – den Weg zum Pergament, d.h. zur Verschriftlichung bereits begonnen und die ersten Textzeugen ihres Anschlusses an die von der Latinität getragene schriftliche Hochkultur des westlichen Europas geliefert. Der Germanist – um es hier gleich zu sagen – bedauert es, dass diese Zeitspanne nicht um etwa hundert Jahre erweitert wurde, denn dann könnte ein großer Teil jener ‚Sprachdenkmäler‘ berücksichtigt werden, die verschieden etikettiert (‚Geistlichendichtung‘, ‚Dichtung der clunyazensischen Reform‘, ‚Dichtung der salischen Kaiserzeit‘, ‚Dichtung der Frühromantik‘) von einer vielseitigen Aneignung

ideologischer und poetischer Einflüsse zeugen, die in erster Linie durch die lateinische Schulbildung vermittelt wurden. Von dieser Gruppe blieben leider auch die Texte unreflektiert, die noch im 11. Jh. entstanden sind.

Die Fertigkeit des Lesens und Schreibens war im Mittelalter, bis in die frühe Neuzeit hinein, nur durch das Medium der lateinischen Sprache anzueignen. Bei einer adäquaten Einschätzung des deutschen mittelalterlichen Schrifttums sowohl in quantitativer als auch in qualitativer Hinsicht sollte man der Ausführungen Max Wehrli über die ‚Bilinguität‘ der mittelalterlichen Literaten eingedenk sein, (Literatur im deutschen Mittelalter. Eine poetologische Einführung. Stuttgart 1987, S. 29-32) nach denen jeder, der im Mittelalter schreiben und lesen konnte, zweisprachig ‚dachte‘. Die Lektüre der Bibel und der Autoren, die zum Kanon der Kloster- und Kapitelschulen gehörten, vermittelte die rhetorischen Figuren, die – nach dem Hexameter über die Disziplinen der ‚septem artes liberales‘ – ‚die Worte schmücken‘. Auch der klügste, gebildetste Kopf arbeitete im literarischen Schaffensprozess, weil er ‚belesen‘ war, mit übernommenen Ideen und Formen.

Aus den Werken von etwa 500 Autoren und aus etwa 300 anonymen Werken und Textgruppen (etwa ‚Viten‘) wurden die Bilder in ‚schmückenden‘ literarischen oder ‚sympathielenkenden‘ rhetorischen Kurzvergleichen, aber auch in breiter ausgeführten epischen Gleichnissen gesammelt und in 40 durch Majuskeln des Alphabets (A-Z, dann AA etc.) bezeichneten thematischen Gruppen (z.B. „Zeit“, „Feuer“), oft in zusam-

mengesetzten Gruppeneinheiten (z.B. „Eis, Glas, Spiegel, Lichtbrechungen“, mit manchmal bedenklich heterogenen Inhalt: „Tier, Mensch, Schrift“) dargestellt. Die Gruppen wurden noch oft in durch Minuskeln unterteilte Abschnitte gegliedert. Bei einer großen Fülle der Belege werden zuerst Zitate aus antiken, dann aus christlichen Texten aufgeführt. Dadurch entsteht ein thematisch gruppiertes Florileg aus diversen Texten. Beim Durchsehen des immensen Schriftguts wurden, wie das einleitende Kapitel „Gegenstand, Ziel, Verfahren“ (S. 1-85) referiert, nicht alle Textsorten in gleicher Breite berücksichtigt. „Dürftig herangezogen“ wurden die exegetischen und seelsorgerisch-homiletischen Schriften der Patristik (S. 4) sowie die historisch-erzählende Prosa, die naturwissenschaftlich-medizinische Fachliteratur und Werke der hagiographischen und epistolaren Literatur (S. 5). Natürlich ist die Schriftmasse immens, was aber die erste, nur selektiv ausgeschöpfte homiletische Textgruppe betrifft, so dürfen wir ihre Bedeutung nicht unterschätzen, da sie den Weg einer ersten Begegnung der Latinität mit der Volkssprachigkeit ebnete. Nicht nur Karl der Große, auch der erste christliche König Ungarns, Stephan I. verordneten, betonten in zahlreichen Kapitularien bzw. Synodalbeschlüssen oder ließen betonen, dass die Geistlichen die Predigt-tätigkeit nicht vernachlässigen und zum Volke verständlich reden sollten. Manche Bischöfe verboten den ungebildeten Priestern eigene Ansprachen zu fabrizieren und gestatteten ihnen nur die Vorlesung, d.h. das Dolmetschen alter Homilien. Diese Praxis tadelte zwar

Alkuin, ihr Vorteil aber war, dass sie den Zuhörern Texte von höherem Niveau vermittelte.

Unter den Autoren- Oeuvres, die die Belege zu diesem wertvollen Handbuch lieferten, sind uns die Männer besonders wichtig, die am Kulturprogramm Karls und Alkuins beteiligt waren: die Franken Angilbert und Amator von Trier, der Ostgote Theodulf, die Langobarden Paulinus von Aquileia und Paulus Diaconus (der dritte, Petrus von Pisa, wurde nicht aufgenommen); alle waren eine Zeit lang Mitglieder der ‚Hofakademie‘ Karls. Dann die etwas jüngeren: Hrabanus Maurus, Abt von Fulda, aus dessen Scriptorium bereits die ersten großen deutschaltsächsischen Übersetzungswerke hervorgegangen sind, sowie Haymo von Halberstadt, Williram von Ebersberg, der deutsche Klosterreformer vor Cluny, die beiden Notkers (Labeo ‚der Deutsche‘ und der von Sankt Gallen). Unter ihnen verfassten Paulus, Hraban und Haymo Homiliarien, d.h. Handbücher mit Musterpredigten für die Volksegeistlichen. Eine gleiche Sammlung Alkuins kennen wir nur dem Titel nach. Diese Sammlungen fußten natürlich hauptsächlich auf Homiliensammlungen der Patristik (Hieronymus, Augustin), aber auch auf der des Angelsachsen Bedas, dessen Autorität noch Bonifaz der neuen christlichen Generation der Festlandgermanen vermittelte. In Kenntnis dieser lateinischen Textkorpora entstanden die ersten deutschen Predigtsammlungen im 12. Jh., das sog. „Speculum ecclesiae“ und die „Leipziger Predigten“, von denen Bruchstücke in Ungarn entdeckt wurden. (Vizkelely, András: Ein neuer Fund zu den „Leipziger Predigten“ aus Ungarn. In: Durch

abenteuer muess man wagen vil. Festschrift für Anton Schwob zum 60. Geburtstag. Hg. von Wernfried Hofmeister und Bernd Steinbauer. Innsbruck 1997 (= Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft, Germanistische Reihe 57, S. 513-519)

Die Belege der „Enzyklopädie“, die aus deutschsprachigen Texten stammen, sind – der geringen Zahl der aufgenommenen Textzeugen entsprechend – selten. Relativ reich sind die „Wiener Genesis“, das Evangelienbuch Otfrids von Weissenburg und der altsächsische „Heliand“ vertreten. Die Bedeutung der (lateinischen) Dichtersprache der Hrotsvitha von Gandersheim veranschaulichen die vielen Zitate aus ihren Werken.

Obwohl auf S. 7 als *terminus ante quem* der Sammlung das Ende des 11. Jahrhunderts angegeben wird, finden sich keine Belege aus der „Memento mori“-Dichtung „Nokers“ (z.B. der implizite Vergleich ‚Tod als Dieb‘: „ter tod ter bezeichint ten tieb“), aus dem „Ezzolied“ oder dem „Annolied“, obwohl eben in Ezzos Gesang (um 1063) die ersten deutschsprachigen Belege für die Bildelemente der weltliterarischen Schifffahrts-Metapher stehen (z.B. ‚Kreuz als Segelmast‘ etc.), die unter den Schifffahrts-Vergleichbildern (S. 414 ff.) aufgenommen werden könnten. Zwar wird als Sammelprinzip der Ausschluss metaphorischer Bezeichnungen als eine Notlösung bezeichnet (S. 57). Die in einer alten Traditionskette stehenden und bis heute wirksamen, erstmals deutsch artikulierten Bilder fielen ihm jedoch zum Opfer.

András Vizkelely (Budapest)

Hahn, Marion: Die Synonymenlexikografie vom 16. bis zum 20. Jahrhundert. Historische Entwicklung und kommentierte Bibliografie. Heidelberg: Universitätsverlag C. Winter, 2002 (= Sprache – Literatur und Geschichte. Studien zur Linguistik/Germanistik 21). 363 S.

Die vorliegende Arbeit unternimmt den Versuch, die deutschen Synonymwörterbücher unter die Lupe zu nehmen und die Lücken auf diesem Forschungsgebiet zu schließen. In der Fachliteratur gibt es natürlich detaillierte Untersuchungen sowohl über ältere als auch moderne Synonymiken, aber keine von ihnen strebt an, sämtliche Werke in einem Band darzustellen. Gegenstand der Untersuchungen von Hahn sind dagegen alle Wörterbücher, „die sich als monolinguale deutschsprachige Synonymenwörterbücher der Neuzeit beschreiben lassen“ (S. 14). Dementsprechend sind die lateinischen und die zweisprachigen Synonymenwörterbücher (darunter auch die lateinisch-deutschen aus dem 16. Jh.) aus der Untersuchung ausgeschlossen.

In dieser Arbeit werden die Wörterbücher – im Gegensatz zu der in der zweiten Hälfte des 20. Jhs. üblichen Benennung – nicht als ‚Synonymwörterbuch‘ sondern mit einem Fugenelement als ‚Synonymenwörterbuch‘ bezeichnet. Die Autorin behält den älteren Terminus (verwendet vom 18. bis zu Beginn des 20. Jhs.) aus Gründen der Einheitlichkeit bei.

Das Werk, das auf der Dissertation der Autorin basiert, gliedert sich in drei Teile. In der Einleitung wird zuerst das Arbeitsvorhaben mit zwei Schwerpunkten formuliert: „Ziel der Arbeit ist es, die historische Entwicklung der lexikographischen Gattung ‚Synonymenwörterbuch‘ nachzuzeichnen und den

Synonymenbegriff herauszuarbeiten, der den frühesten lexikographischen Werken zur Synonymik bis zu heutigen Synonymenwörterbüchern zugrunde liegt“ (S.14). Dementsprechend dienen die folgenden Unterabschnitte der Grundlegung der Terminologie und der Erörterung der Arbeitsmethode. Behandelt werden dabei die wichtigsten Begriffe wie z.B. ‚Wörterbuch‘, ‚Synonymie‘, ‚Synonymenwörterbuch‘, ‚Makrostruktur‘, ‚Mikrostruktur‘ usw. Zwei aus der Liste der geklärten Begriffe sollen an dieser Stelle hervorgehoben werden: der Untersuchungsgegenstand ‚Synonymenwörterbuch‘ und der ‚Synonymbegriff‘, der dieser Gattung zugrunde liegt.

Für diese Arbeit hält die Autorin „eine zu enge Auslegung des Begriffs ‚Synonymenwörterbuch‘ für nachteilig, da die Genese eines Wörterbuchtyps untersucht werden soll, zu der auch theoretische Abhandlungen über Synonymie und kleine Synonymsammlungen, die nicht als Wörterbücher beschrieben werden können, ihren Beitrag geleistet haben“ (S. 20). Es ist aber erforderlich, das Synonymenwörterbuch gegenüber anderen onomasiologisch ausgerichteten Wörterbüchern – wie Begriffswörterbücher, Übungsbücher zur Synonymie, Stilwörterbücher usw. – abzugrenzen. Eines der wichtigsten Typologisierungskriterien der Synonymwörterbücher, das Fehlen oder Vorhandensein des semantischen Kommentars wird eingehend behandelt. Die auf diese Weise

ermittelten drei Typen: der distinktive, teil-distinktive und kumulative spielen bei der Beschreibung der neueren Synonymiken eine bedeutende Rolle.

Nach einem kurzen Bericht über den Forschungsstand kommt es zur Erörterung der Synonymieproblematik. Leider werden die wichtigsten Probleme nur angedeutet und ganz kurz zusammengefasst, obwohl dem Synonymbegriff – laut der Zielsetzung des Bandes – besondere Aufmerksamkeit geschenkt wird. Es wird festgestellt, dass es sehr schwierig sei, eine allgemein gültige Definition zu geben, und bis auf zwei Beispiele wird auf die Darstellung einschlägiger Definitionsversuche verzichtet. Neben der Behandlung der allgemeinen Definierbarkeit der Synonymie und der Skizzierung der Diskussion über „totale und partielle“ Synonymie werden Synonyme typologisiert und von anderen semantischen Relationen wie Wortfelder, Hyperonymie, Paraphrasen, Heteronymie und Wortbildungssynonymen abgegrenzt. Darüber hinaus wird zwischen einem enger und einem weiter gefassten Synonymbegriff in der Lexikografie, der Rolle der Synonymie in der Lexikologie, Grammatik und Stilistik, ferner zwischen kontextueller und lexikalischer Synonymie unterschieden.

Die Autorin stützt sich dabei auf eine Fachliteratur, die zwar grundlegend ist, doch kann sie die Forschungstendenzen der heutigen Zeit nicht mehr widerspiegeln. Es fehlen z.B. Modelle, die auf kognitive Grundlagen zurückgreifen, auf der Prototypentheorie basieren und versuchen, die Synonymie als eine graduelle Erscheinung aufzufassen. Eine mögliche Erklärung für diese Vorgehensweise wäre vielleicht die Gattung

des Werkes selbst: Kommentierte Bio-Bibliographie von Synonymwörterbüchern, in der nicht nur die Werke, sondern auch ihre Autoren vorgestellt werden, und dass das Hauptanliegen einer Arbeit dieser Art nicht die Auseinandersetzung mit der Synonymieproblematik auf theoretischer Ebene ist. Im Hauptteil wird zwar mit der Untersuchung des Artikelaufbaus Aufschluss über den Synonymbegriff des jeweiligen Wörterbuchs gegeben, wodurch man ein genaueres Bild von dem Verständnis von Synonymie der Wörterbuchautoren bekommt. Trotzdem wäre es wünschenswert gewesen, den Lesern einen tieferen Einblick in die Synonymieforschung bereits in diesem einführenden Kapitel zu geben.

Im zweiten Teil werden die Synonymiken und die theoretischen Abhandlungen, die in der Entwicklung der deutschen Synonymenlexikografie eine besondere Rolle gespielt haben, in chronologischer Reihenfolge ausführlich beschrieben. Die Periodisierung erfolgt nach Jahrhunderten, und diese Gruppierung ist – nach der Beurteilung der Autorin – nicht nur numerisch, sondern auch sachlich begründet: „Sie folgt den in der jeweiligen Epoche vorherrschenden Methoden und Zielsetzungen der Wörterbuchschreibung, die es erlauben, die Synonymiken schwerpunktmäßig zu Gruppen zusammenzufassen, die jeweils in etwa einen Zeitraum von hundert Jahren umfassen“ (S. 15).

Die wichtigsten 23 Titel werden nach den folgenden Gesichtspunkten untersucht: Makrostruktur – mit dem verzeichneten Wortschatz –, Mikrostruktur, Adressatenbestimmung und Zweckhypothese, Synonymbegriff, Quellen sowie

weitere Veröffentlichungen des Autors/der Autoren. Die Analyse erfolgt jedoch nicht mechanisch nach diesem Schema, sondern sie richtet sich nach dem jeweiligen Werk und wird eventuell durch weitere Aspekte erweitert. Die Feststellungen werden reichlich mit Beispielen untermauert. Die Werke der Zeitperiode zwischen dem 16. und 19. Jh. werden rein chronologisch dargestellt, die des 20. Jhs. dagegen – wie bereits oben angedeutet – nach dem Typ „distinktiv – teildistinktiv – kumulativ“ gruppiert und aufgrund dieser Gruppenzugehörigkeit bearbeitet.

Zusammenfassend zu diesem Hauptteil stellt die Autorin fest, dass die deutsche Synonymik im Laufe ihrer 500-jährigen Geschichte „eine in sich völlig konsequente und kontinuierliche Entwicklung durchlaufen hat. Von den distinktiven Synonymenwörterbüchern des 18. und 19. Jhs. mit ihren sehr ausführlichen Bedeutungsexplikationen [...] ging der Trend zu handlicheren, weniger umfangreichen [...] einbändigen Synonymenwörterbüchern. [...] Die quantitative Reduzierung erreicht man mit einem Verzicht auf ausführliche Beispiele und umfangreiche Bedeutungsbestimmungen. Die Explikation der semantischen Differenzen tritt mehr und mehr in den Hintergrund“ (S. 186). Am Ende dieses Prozesses erscheint der Typ des kumulativen Synonymwörterbuchs, das auf (fast) jede Art von Kommentar verzichtet. Statt dessen bietet es eine große Auswahl an Ausdrucksmöglichkeiten, aus der der Benutzer den richtigen, treffenden, angemessenen Ausdruck selbst auswählen muss.

Der dritte Teil beinhaltet die kommentierte Bio-Bibliografie der Synonymenwörterbücher und Synonymensammlungen von Beginn des 16. Jhs. Die im Textteil detailliert behandelten Synonymiken werden hier nur zusammenfassend erwähnt, die übrigen dagegen werden in diesem Teil in Bezug auf Inhalt und Aufbau ausführlich analysiert. Die Autorin unternimmt dabei den Versuch, die Exemplare der Gattung möglichst lückenlos zu dokumentieren. Allerdings konnten in manchen Fällen einige Werke trotz der Bemühungen der Autorin aus Gründen der Beschaffungsschwierigkeiten nicht eingesehen werden.

Infolge der Abgrenzungsschwierigkeiten zu anderen onomasiologisch aufgebauten Wörterbüchern, Synonymenlisten und theoretischen Arbeiten – wie es in dem Einleitungskapitel erörtert wurde – zeigen sich einige Unterschiede zwischen dem bearbeiteten Material dieser Arbeit und der aufgelisteten Werke anderer Bibliographien, wie z.B. der von Kühn (Kühn, Peter 1978: Deutsche Wörterbücher. Eine systematische Bibliographie. Tübingen: Max Niemeyer Verlag). „Im Zweifelsfall wurde großzügig verfahren und für die Aufnahme des fraglichen Werks entschieden. Beispiele hierfür sind die Schriften der Kurfürstlichen deutschen Gesellschaft zu Mannheim, die in erster Linie theoretische Abhandlungen (mit praktischen Beispielen) zum Thema Synonymie, jedoch keine Wörterbücher darstellen, aber dennoch für die Entwicklung der Synonymik von großer Bedeutung sind“ (S.190). Dementsprechend wurden –

neben den Synonymenwörterbüchern, die sich explizit als solche bezeichnen oder sich durch ihren Aufbau eindeutig in diese Gattung einordnen lassen – auch die Synonymenlisten der Texte zur Rhetorik des 15/16. Jhs. und die Synonymensammlungen, die keinen Wörterbuchcharakter aufweisen, mit aufgenommen.

Die Bio-Bibliografie gliedert sich in drei Teile. Im ersten Teil findet sich eine Zusammenstellung von frühen Synonymiken des 15. und 16. Jhs., die als selbstständige Veröffentlichungen erschienen sind, entstehungsgeschichtlich aber als separierte Textteile von Formularbüchern oder Rhetoriken gelten. Der zweite Teil beinhaltet die Synonymenwörterbücher und Synonymensammlungen ab Mitte des 16. Jhs. Die 74 Werke sind nach dem Datum der Erstausgabe chronologisch geordnet und werden nach dem folgenden Kriterienkatalog kommentiert: Name des Autors/der Autoren; Titel der ersten Ausgabe mit Erscheinungsort, Verlag und Erscheinungsjahr, Seitenzahl und Anzahl der Bände; weitere Auflagen, ebenfalls mit Erscheinungsort und Erscheinungsjahr; Umfang und Format; Standort – wichtige Information besonders bei älteren Synonymiken –; Werkbeschreibung in Form einer inhaltlichen Analyse, wenn möglich der Erstausgabe; Angaben zur Biografie des Verfasser/der Verfasser und weitere Publikationen; Angaben zur Sekundärliteratur, die für das jeweilige Werk von Bedeutung sind. Im dritten Teil der Bibliografie werden einige Titel genannt, die sich nicht in die zwei genannten Abteilungen einordnen lassen, die

aber trotzdem Gemeinsamkeiten mit Synonymiken aufweisen. Diese Grenzfälle sollen dokumentieren, „dass die Beschäftigung mit der Synonymik in zahlreichen, verschiedenartigen Werken ihren Niederschlag fand.“ Außerdem zeigen sie die Schwierigkeiten der Zuordnung des jeweiligen Werks zu einem bestimmten Wörterbuchtyp. In der oben erwähnten Bibliografie von Kühn wird diese Gruppe der Wörterbücher als „Bezeichnungswörterbücher“ bezeichnet, und sie enthält auch Titel, die in der Arbeit von Hahn keine Berücksichtigung fanden. Zwei Beispiele sollen hier genannt werden: Sanders, Daniel: *Deutscher Sprachschatz, geordnet nach Begriffen zur leichten Auffindung und Auswahl des passenden Ausdrucks*. Ein stilistisches Hülfsbuch für jeden Deutsch Schreibenden. 2 Bde. Hamburg 1873-77; und Dornseiff, Franz: *Der deutsche Wortschatz, synonymisch geordnet*. Berlin und Leipzig 1933-34. (Letzte Auflage: Dornseiff, F.: *Der deutsche Wortschatz nach Sachgruppen*. 7. Aufl. 1970.) Die Titel im dritten Teil sind ebenfalls mit bibliografischen Angaben und einer kurzen Charakterisierung versehen.

Das Buch schließt mit dem alphabetischen Verzeichnis der Wörterbuchautoren, mit einem Anhang und einer Literaturliste. Der Anhang beinhaltet eine historische Übersicht über die deutschsprachigen Synonymwörterbücher und eine grafische Darstellung für die Ermittlung der Ähnlichkeiten zwischen ihnen in Konzeption und Aufbau. Diese Zusammenstellung soll einen Einblick in die Genese der Synonymiken verschaffen. Zur Veranschaulichung des

strukturellen Aufbaus der Wörterbuchartikel werden Ausschnitte aus zehn Synonymiken mit dem Stichwort „abenteuerlich“ dargeboten.

Als Fazit lässt sich über die Relevanz der Arbeit Folgendes festhalten: Trotz der erwähnten Mängel bekommt der Leser einen sorgfältig zusammengestellten Band in die Hand. Die eingehenden Analysen arbeiten nicht nur die bisherigen Erkenntnisse der Forschung auf, sondern sie bringen neue – oft mit den alten polemisierende – Ergebnisse. Die Orientierung wird für den Leser

durch das oben erwähnte alphabetische Verzeichnis der Autoren und die historische Übersicht der Werke wesentlich erleichtert. Das Buch leistet somit allen Interessenten – seien es Lexikografen, Semantiker, Lehrer oder Studenten –, die sich mit Synonymie und Lexikografie beschäftigen, und Informationen über schwer erreichbare Synonymwörterbücher brauchen, eine große, wenn nicht gleich eine unentbehrliche Hilfe.

Csilla Stockbauer (Budapest)

Hárs, Endre: Singularität. Lektüren zu Botho Strauß. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2001 (= Epistemata. Würzburger wissenschaftliche Schriften. Reihe Literaturwissenschaft, 361). 224 S.

Wenn Theoriedebatten in der Auslandsgermanistik tatsächlich nur eine marginale Rolle spielen, wie es etwa Willi Huntemann unlängst im Blick auf die polnische Germanistik konstatiert hat („Ist die Literaturwissenschaft (noch) eine Kunstwissenschaft?“ In: *Convivium. Germanistisches Jahrbuch Polen* 2001, S. 267-288, S. 283 ff.), stellen Endre Hárs' Botho-Strauß-Lektüren eine radikale Umkehrung der Verhältnisse dar. In dem aus seiner Szegeder Dissertation hervorgegangenen Text kommt literatur- und vor allem interpretations-theoretischen Fragestellungen ein solches Gewicht zu, dass Hárs vorsichtshalber explizit darauf hinweist, dass es sich bei dieser Arbeit (die immerhin den Autornamen ‚Botho Strauß‘ im Untertitel führt und ein Bild von Strauß auf dem Umschlag zeigt) auch um einen

„Beitrag zur Strauß-Forschungsliteratur“ (S. 9) handele. Während die Kapitel II bis V den Strauß-Texten „Der junge Mann“, „Kongreß“, „Beginnlosigkeit“ und „Anschwellender Bocksgesang“ gewidmet sind, entwickelt Hárs im ersten Viertel des Buches seine Interpretationstheorie der ‚Singularität‘ (Vorarbeiten dazu waren: Die Singularität der literarischen Lektüre. Entwurf eines methodenkritischen Lektüre-Begriffs. In: *Jahrbuch der ungarischen Germanistik* 1998, S. 51-73).

Hárs' Ansatz zielt weniger darauf, der Vielzahl literaturtheoretischer Entwürfe einen weiteren hinzuzufügen, als vielmehr eine „Selbstüberwindung der Theorie“ (S. 201) theoretisch zu fundieren. Basierend auf einer Verschränkung von hermeneutischen und dekonstruktivistischen Gedankengängen wirbt

Hárs für eine ‚radikal undogmatische‘ (vgl. S. 49) Lektüre, die sich jeder methodischen Vorentscheidung enthält und insofern singular bleibt. Es wird also nicht prinzipiell gegen die Verwendung theoretischer Ansätze argumentiert (Hárs' eigene Textanalysen sind gelegentlich bis an den Rand der Lesbarkeit theoriegesättigt), sondern gegen die Festlegung auf *einen* theoretischen Rahmen. Für das literaturwissenschaftliche Arbeiten sind damit zumindest drei Konsequenzen verbunden. Zum einen spricht sich der Verfasser für ein offenes Einverständnis der Subjektivität auch wissenschaftlicher Textanalysen aus. Assoziative Nebengedanken und Zufälligkeiten künden nach Hárs von einer allenfalls zu verschleiern, letztlich aber unhintergehbaren anthropologischen Dimension der Textarbeit. Angesichts dieser Privatheit der Interpretation, so der zweite und vielleicht wichtigste Aspekt, verliert der Anspruch eines ‚Zu-Ende-Interpretierens‘ (S. 49) seine Berechtigung. Damit verpflichtet Hárs nicht nur der verbreiteten Skepsis bezüglich eines ‚Gesamtsinns‘ von Texten bei, sondern wendet sich darüber hinaus gegen jedwede ‚Ausschließlichkeiten‘ sowie ‚Entweder-oder-Prozeduren (ver)wissenschaftlich(er) Textarbeit‘ (S. 55). In einer Art ‚close-reading‘ soll das Augenmerk auf Widersprüchliches gerichtet und damit einer vorschnellen teleologischen Thesenbildung entgegengearbeitet werden (ohne dabei allerdings blind für die eigenen Sinnbildungsprozesse zu sein). Da eine singuläre Lektüre ihre Beobachtungen somit nicht mehr auf die Konsistenz von Autor-, Textsubjekt- oder Erzählerpositionen bezieht, kann sie sich

drittens problemlos auf ‚Einzel- und Binnenanalysen‘ (S. 51) beschränken und etwa einzelne Kapitel aus dem Gesamtzusammenhang eines Romans herausgreifen.

Natürlich stellt sich die Frage, ob dieses offene Lektüremodell in den Rahmen einer intersubjektiv nachvollziehbaren Wissenschaft integriert werden kann. Dass seine Ausführungen nur um eine ‚Modifizierung des Anspruchs der literaturwissenschaftlichen Lektüre‘ (S. 46) bemüht seien und sich ‚von den gewöhnlichen Praktiken der Textanalyse im allgemeinen‘ (S. 45, ähnlich S. 49) nicht abhoben, ist sicher einigermaßen untertrieben – und wird später auch vom Verfasser selbst bezweifelt, wenn er die Singularitätstheorie für unvereinbar mit einer ‚methodischen Wissenschaft im klassischen Sinn‘ (S. 52) erklärt. Interessanter und letztlich aussagekräftiger als die Frage nach ihrer prinzipiellen Berechtigung scheint mir nun aber diejenige nach dem Nutzen der singulären Lektüre für das Verständnis der interpretierten Texte zu sein.

Dem methodentheoretischen Ansatz folgend sind die Kapitel II bis V (die zum Teil in kürzeren Fassungen schon separat veröffentlicht wurden) weniger inhaltlich als vielmehr aufgrund ähnlicher Interpretationsverfahren miteinander verbunden – wobei durchaus angezweifelt werden darf, ob es sich bei der Singularitätsthese tatsächlich so ‚eindeutig [um] keine Methode‘ (S. 201) handelt, wie es der Verfasser glauben machen will. Denn bereits zu Beginn des Kapitels ‚Diskurse (‚Der junge Mann‘, ‚Anschwellender Bocksgefang‘)‘ findet eine mehrfach begegnende

Lektürestategie Verwendung (vgl. S. 93, 129 und 135 f.), bei der Hárs die Richtung einer aus der Forschung bekannten Argumentationsführung umdreht. So ist in der Forschung zum Essay „Anschwellender Bocksgesang“ von 1993 des Öfteren auf Parallelstellen im neun Jahre älteren Roman „Der junge Mann“ hingewiesen worden, um auf die schleichende ‚Rechtswendung‘ in Strauß’ Denken hinzuweisen. Wurde dabei der narrative, fiktionale Diskurs des Romans zur „Wahrheit seines Autors gemacht“, probiert Hárs „umgekehrt eine Verschmelzung auf Kosten des auktorialen (nicht-fiktionalen) Diskurses“ (S. 63) aus und liest den Essay so, als handele es sich um einen Abschnitt aus dem Roman. Der Erkenntnisgewinn dieses anachronistischen Vorgehens ist schon deshalb beträchtlich, weil er die Lektüre des Essays von der Suche nach einer kommunizierbaren Botschaft befreit und den Blick für dessen „inhomogene Vielfalt“ (S. 106) öffnet. In seiner akribischen Lektüre weist Hárs nach, dass sich im Essay die Stimmen eines antiaufklärerischen Apokalyptikers und einer ‚rechten‘ Selbstaufklärung der Aufklärung überschneiden und widersprechen. Doch noch dieser Differenzierung liegt eine Vereinfachung zugrunde, wenn selbst der vermeintlich ‚Rechte‘ in seiner Kritik an Linksintellektuellen und Medienwelt auf Argumentationsmuster der kritisierten Positionen zurückgreift und deshalb nach Hárs allenfalls als ein „rechter ‚Linke[r]““ (S. 96) charakterisiert werden darf. So bestätigt sich im Essay eine Konstellation, die der Verfasser zuvor im Roman herausgearbeitet hat. Auch die politische

Kontroverse zwischen dem ‚konservativen Metaphysiker‘ Reppenfries und dem ‚modernen‘ Hanswerner in „Der junge Mann“ zeichnet sich nach Hárs dadurch aus, dass der Diskussionsgegenstand „in der Textur ihres Gesprächs befangen“ (S. 90) bleibt. Hat sich die Forschung hinlänglich damit befasst, welche Position sich am Ende des Gesprächs durchsetzt bzw. welcher die Sympathie des Autors/Textsubjekts zufällt, vertritt Hárs die Meinung, dass in dieser Passage nicht nur keine „Klärung entgegengesetzter Standpunkte“ (S. 89) vorgeführt werde, sondern die Figuren selbst bereits eine so große interne Diskrepanz aufwiesen, dass es dem Text zuwiderlaufe, überhaupt „festschreiben zu wollen, was die eine und die andere Figur meint“ (S. 88). Widersprüchlichkeit entsteht bei Strauß somit nicht deshalb, weil der Text „eine Position außerhalb des Textes einnimmt“ (Stefan Willer: *Botho Strauß zur Einführung*. Hamburg 2000, S. 90), sondern weil er selbst über keine ‚eigentliche‘ Position verfügt. Gleichwohl will sich Hárs die dekonstruktive Rede von einem ‚Text ohne Bedeutung‘, die nur wieder einen festen, wenn auch negativen Sinnzusammenhang konstruieren würde, nicht zu Eigen machen. Ihm geht es vielmehr darum, die Interpretation vor einer „allzu schnellen Abrundung zu bewahren“ (S. 74) und die Vielstimmigkeit von Texten anzuerkennen.

Indem der Verfasser literarische, essayistische und wissenschaftliche Texte gleichsam gegen sich selbst wendet, gelingt es ihm immer wieder auf plausible Weise, deren „vermeintliche Sinnkonsistenz [...] zu destabilisieren“

(S. 106). Allerdings: So originell dieses Verfahren zweifellos ist, so scheint es doch nicht nur eine heuristische Methode zu begründen (was Hárs ja ausdrücklich *nicht* intendiert), sondern gelegentlich auch primär einer Lust an der Inszenierung der eigenen Unkonventionalität geschuldet zu sein.

Ganz undogmatisch gebrochen wird Hárs' gelegentlich etwas dogmatisch anmutende Undogmatik dann aber im letzten Kapitel des Buches, das dem Prosatext „Beginnlosigkeit. Reflexionen über Fleck und Linie“ gewidmet ist. Zwar findet sich auch hier eine (in diesem Fall extrem produktive) destabilisierende Lektüre: Der Verfasser argumentiert gegen eine sich beim ersten Lesen des Textes aufdrängende und von der Forschung bestätigte Präferenz des Erzählers für die Fleckmetapher und zeigt auf, dass die Linienmetapher in „eminenter Weise mit dem Menschen in Beziehung steht“ (S. 181) und deshalb vom Text keinesfalls marginalisiert werde. Auf diesem Umweg gelingt es, die Poetik des Flecks letztlich doch zu bestätigen. Denn erst die herausgearbeitete Gleichwertigkeit von Fleck und Linie vermag dem heterogenen Charakter des Flecks ganz zu entsprechen – und damit eine „neue[] ästhetische[] Engstirnigkeit [...], nun auf Mandelbrot-Basis“ (Botho Strauß: *Beginnlosigkeit*. München 1997, S. 69), zu verhindern. Die Pointe dieses Kapitels zu dem wahrscheinlich kompliziertesten Text aus Strauß' Oeuvre besteht dann aber darin, dass sich Hárs (ganz entgegen seiner sonstigen Gewohnheit) mit einigem Erfolg um eine Strukturierung des unübersichtlichen Werkes bemüht. Wo andere Forschungsliteratur vor der

Zusammenhangslosigkeit der Textblöcke kapituliert und etwas hilflos eine Überforderung des Lesers zur Wirkungsabsicht erklärt (in Hárs' Richtung wies bisher nur Susanne Lämmermann: „Für unser Werk, mein Liebster!“ Die Thematisierung von Produktion im Erzählwerk von Botho Strauß. Frankfurt/M. u.a. 1996, S. 63 f.), konzentriert sich der Verfasser auf den Nachweis, dass auch der Erzähler dieses Textes „in eine Geschichte verstrickt“ (S. 196) ist. Während die Erzählinstanz auf diskursiver Ebene Phänomene der Beginn- und Endlosigkeit umkreist, bleibt ihr Erzählen, so Hárs' Ergebnis, gleichwohl von Anfang, Mitte und Ende und damit von der „Unaufhebbarkeit des Narrativen“ geprägt – so dass „Beginnlosigkeit“ als ein „unterschwelliges Plädoyer fürs narrative Prinzip“ (S. 198) verständlich wird.

Spätestens an dieser Stelle zeigt sich schließlich doch eine inhaltliche Verbindung zwischen den singulären Strauß-Lektüren in Hárs' Buch: Deutlich wird, dass Strauß' Texte insgesamt – und besonders dort, wo sie sich von konventionellen Erzählstrategien abzusetzen versuchen – „im Narrativen [...] stärker verwurzelt“ (S. 202) sind, als es zunächst den Anschein hat. Zwar wird mit dieser übergreifenden Beobachtung der radikalen Singularitätsthese des Eingangskapitels widersprochen, damit aber gleichzeitig verhindert, dass sich jener im Namen einer Offenheit gegenüber dem Text geforderte Verzicht auf eine „verallgemeinernde Zusammenschau“ (S. 51) selbst verabsolutiert.

Während sich Hárs an mehreren Stellen darum sorgt, ob sein theoretischer Ansatz und die Textanalysen womöglich

„einander verfehlen“ (S. 7) könnten, ließe sich zum Schluss in einer ‚hárschen Kehre‘ fragen, ob der Zusammenhang zwischen beiden nicht größer ist, als es dem Verfasser lieb sein sollte. Denn mindestens ebenso evident wie der Einfluss der Singularitätsthese auf die Strauß-Lektüren scheinen die Auswirkungen der Strauß-Lektüren auf das theoretische Modell zu sein. Mit anderen Worten: Wenn die von Hárs konstatierte Selbstwidersprüchlichkeit und Uneinheitlichkeit tatsächlich in den straußschen Texten angelegt ist (und dafür spricht einiges), ist eine Interpretationstheorie, der es auf eben solche Attribute ankommt, für die Analyse *dieser* Texte zweifellos besonders geeignet. Ob die Theorie damit aber der Lektüre wirklich

vorgängig und vor allem: Ob die Singularitätsthese tatsächlich „nicht Straußspezifisch“ (S. 9) und als eigenständige Theorie auf beliebige Texte anderer Autoren mit Gewinn anwendbar ist, bleibt deshalb mit vielen Fragezeichen versehen. Doch was immer man gegen die singuläre Lektüre prinzipiell auch einwenden mag: Strauß-Interessierte sollten sich weder vom theoretischen Vorlauf noch vom bisweilen etwas hermetischen Stil des Buches abschrecken lassen. Die zahlreichen, durchweg überraschenden Lektürefrüchte dieser inspirierenden Arbeit dürfen der Strauß-Forschung nicht entgehen.

Torsten Hoffmann (Göttingen)

Harweg, Roland: Situation und Text im Drama: eine textlinguistisch-fiktionsanalytische Studie am Beispiel von Friedrich Dürrenmatts tragischer Komödie ‚Der Besuch der alten Dame‘. Heidelberg: Universitätsverlag C. Winter, 2001 (= Beiträge zur neueren Literaturgeschichte 182). 374 S.

Der Leser von Roland Harwegs Buch sieht sich mit einer zweifachen Herausforderung konfrontiert. Obwohl es sich bei diesem Buch natürlich nicht um einen fiktionalen Text handelt, drängt sich ihm fast der – in Harwegs Konzeption zentrale – um das Adjektiv „allmählich“ ergänzte Begriff „Sich-Fiktivisieren“ auf, will man den viel Konzentration und Aufmerksamkeit verlangenden Prozess charakterisieren, den der Leser angesichts des vom Autor gepflegten Stils durchlaufen muss. Andererseits muss sich insbesondere jener Leser, der sich in erster Linie mit Literaturwissen-

schaft beschäftigt, tiefer und tiefer in eine Welt vorwagen, die zwar seine gewohnte Welt nicht in Frage stellt, aber doch aus einer spezifisch-anderen Perspektive beleuchtet. Wer sich aber sowohl auf den Stil als auch auf die – von den üblichen Ansätzen sich wesentlich unterscheidende – Perspektive Harwegs einlässt, wird in ein textlinguistisch begründetes Denksystem eingeführt, das – trotz der vom Autor angesprochenen „Radikalität seiner Dramenkonzeption“ (S. xi) – von einer strengen argumentativen Disziplin und Logik beherrscht wird.

Doch worin besteht die erwähnte Radikalität? Im Vorwort listet Harweg einige Aspekte auf, die eine Neudeutung der Ebenen und Bestandteile, aber auch des Phänomens „Drama“ überhaupt begründen sollen. So unterscheidet er zwei Existenzformen des Dramas, nämlich die „Buchform“ und die „Bühnenform“, die im dritten bzw. vierten Kapitel ausführlich analysiert werden. Wie schon der Titel des Buches zeigt, wird auch zwischen „Situation“ und „Text“ unterschieden. Der erstere der Begriffe hängt mit dem – von Harweg ebenfalls „radikal“ verstandenen und konsequent applizierten – Prinzip der „Fiktivweltlichkeit“ der Bühnenform des Dramas zusammen: Diese Bühnenform des Dramas wird nicht als symbolisch chiffrierte Kommunikation zwischen Dramenautor/Regisseur und Publikum betrachtet, sondern als eine autonome fiktive Welt, der lediglich eine werkimmanente, „sichfiktivisierte“ Betrachtungsweise entsprechen kann. Dieser Standpunkt erlaubt keine Mischung von Fiktivem und Nichtfiktivem und fordert einerseits die Trennung vom sie schöpfenden Dichter, andererseits eine Betrachtung ausschließlich aus dem Blickwinkel derer, die der fiktiven Welt nicht durch Versetzung, sondern durch „Geburt“ angehören. Damit aber auch die Zuschauerperspektive nicht zu kurz kommt, werden die Damentexte auch mit den Augen des Publikums beobachtet, jedoch meint dieses Publikum in Harwegs Theorie einen, wenn auch nicht genuinen, aber ebenfalls fiktiven, d.h. fiktivisierten, idealen Zuschauer.

Der Begriff „Text“ deutet ebenfalls auf eine Besonderheit des Buches hin,

nämlich darauf, dass Dürrenmatts Komödie mit einem textlinguistischen Instrumentarium untersucht und letztendlich unter dem Gesichtspunkt der multitextuellen Struktur des Dramas befragt wird.

Im ersten Kapitel werden die Unterschiede zwischen den beiden Existenzformen ausgearbeitet. Obwohl die Buchform – dank der von der Literaturwissenschaft „Nebentext“ genannten Bühnen- und Regieanweisungen – textuell umfangreicher ist, impliziert das nicht die Zweitrangigkeit der Bühnenform, weil deren textuelles Defizit durch Wirklichkeit und Verdinglichung, also durch ihre Unmittelbarkeit und Konkretheit ausgeglichen wird. Um die Übersichtlichkeit und die allgemeine, über das konkrete Drama hinausgehende Geltung der späteren Untersuchungen zu sichern, abstrahiert Harweg von der Vielfalt der konkreten Aufführungen des Stückes und er setzt eine abstrakte Bühnenform – „Bühnen-Urform“ genannt – voraus, die als eine Art Urbild jeder konkreten Realisierung zugrunde liegt und zugleich als das semantische Korrelat der Buchform fungiert.

Im zweiten Kapitel werden die Merkmale fiktionaler Erzähltexte behandelt. Im Vergleich zu den zwei Existenzformen des Dramas sind fiktionale Erzähltexte situations- und textebenen-typologisch „einfachere“ Texte, die nur eine Existenzform aufzeigen. Somit eignen sie sich sehr gut als Folie für die Analyse dramatischer Texte. Dieses Kapitel ist von grundlegender Bedeutung für das Verstehen der späteren Ausführungen, denn hier werden erstens solche zentralen Begriffe wie „Fiktionalität“ vs.

„Fiktivität“ definiert und zweitens deren sprachliche Manifestation im Bereich der „fiktionalen Erzähltexte“ behandelt. Auf Grund der Fiktionalität sieht Harweg diese Texte auf zwei Ebenen angesiedelt; eine These, die auf einem konsequenten Weiterdenken der wohlbekannten Dichotomie „Autor-Erzähler“ beruht.

In seiner Auffassung sind die fiktionalen Erzähltexte als Fiktionen „Erfindungen und Setzungen“ (S. 2) und gehören unserer nicht-fiktiven Welt an, d.h. sie sind fiktional, aber nicht fiktiv. Ihre sog. „Fiktionsfunktion“ besteht darin, eine fiktive Welt zu schaffen. Die nicht-fiktiven Dichter und Leser, also die Produzenten und Rezipienten der fiktionalen Erzähltexte als Fiktionen, gehören ebenfalls unserer nicht-fiktiven Welt an. Die fiktionalen Erzähltexte als Erzählungen sind nach Harweg Wiedergabe von Geschehenem und gehören einer fiktiven Welt an, d.h. sie sind nicht fiktional, aber fiktiv. Der „Fiktionsfunktion“ der Fiktionen entspricht in diesem Fall die „Erzählfunktion“, die darin besteht, dass die fiktionalen Erzähltexte als Erzählungen Bestandteile der fiktiven Welt sind und eine Geschichte derselben fiktiven Welt erzählen. Die Produzenten und Rezipienten dieser Erzählungen sind einerseits der fiktive Erzähler, andererseits die (genuin oder nicht-genuin) fiktiven Leser oder Hörer. Was die sprachliche Manifestation des Produktes des Zusammenspiels der zwei Ebenen, also des fiktionalen Erzähltextes, anbelangt, stellt Harweg fest, dass darin ausschließlich die sprachliche Form der Erzählung präsent ist, während die sprachliche Form der Fiktion nicht mehr zu fassen ist. Die Fiktionsfunktion

wird nicht im eigentlichen Erzähltext sprachlich rekonstruierbar, sondern in den Texten, die dem Erzähltext vorausgehen oder folgen, also entweder in Inhaltswiedergaben oder in Inhaltswiedergaben.

Diese Unterscheidung von Fiktion und Erzählung erweist sich im dritten Kapitel als eine praktische und gut brauchbare Konstruktion. Hier wird die Buchform des Dramas neben die fiktionalen Erzähltexte gestellt, um die Ähnlichkeiten und Unterschiede zwischen den beiden aufzeigen zu können. Die zentrale Frage dabei ist die nach der buchdramatischen Entsprechung des fiktiven Erzählers in fiktionalen Erzähltexten. Wenn man den Erzähltext als Rede der narratologischen Instanz, also des fiktiven Erzählers auffasst, stellt sich die Frage, wessen Rede die Buchform des Dramas sein kann, da das Drama auch ein fiktionaler Text ist. Da es sich offenbar nicht um die Rede eines fiktiven Erzählers handeln kann, muss man nach einer anderen, ebenfalls fiktiven Instanz suchen, in die sich nach Harweg der Dramenautor spätestens im Augenblick der Niederschrift des Rahmentextes verwandelt. Bei der Beantwortung dieser nicht einfachen Frage erweist sich ebenfalls das Tempus der zwei Texte als entscheidend. Da im Gegensatz zum Präteritum der Erzähltexte die Buchform des Dramas vom Präsens beherrscht wird, soll auch die entsprechende fiktive dramatische Instanz jemand sein, der Gegenwärtiges schildert, also „im Verhältnis der Gleichzeitigkeit zum Akt [seiner] Beschreibung“ (S. 6) steht. Dafür entwickelt Harweg verschiedene Modelle, die eine solche Instanz begründen

können: Das „Reportage- und das Protokollmodell“, das „Inhaltswiedergabe-Modell“ und schließlich ein „multiples Modell“, das eine Verschmelzung der beiden ersteren repräsentiert, in dem jedoch das zweite die Hauptrolle spielt. Nach einer ausführlichen Darstellung der Vor- und Nachteile der einzelnen Modelle, die die diskutierten Punkte auch für den Leser gut nachvollziehbar machen, erweist sich das Inhaltswiedergabe-Modell als produktivstes, indem es die Buchform des Dramas als eine Art Inhaltsangabe definieren lässt, deren Objekt Harweg in der Bühnenform, genauer in der abstrakten Urform aller konkreten Inszenierungen situiert. Diese Urform als eine bereits objektivierbare Idee des Autors liegt der Buchform zugrunde, die ihrerseits eine „integrale und originäre Inhaltsangabe“ (S. 13) von etwas bereits Existierendem und Geschehenem ist. Dieser Gedankengang ermöglicht auch die Folgerung, dass – ähnlich wie der im Akt des Schreibens geschaffene fiktive Erzähler und nicht der nicht-fiktive Autor der Produzent der Erzählform eines fiktionalen Erzähltextes ist – der Produzent der Buchform eines Dramas ebenfalls nicht der nicht-fiktive Dramatiker ist, sondern ein Inhaltserzähler oder -deskribent. Als letzte zu entscheidende Frage bleibt, ob dieser Deskribent eine fiktive oder nicht-fiktive Gestalt ist. Da die als Inhaltswiedergabe definierte Buchform des Dramas ein fiktionaler, aber nicht-fiktiver Text ist, kann auch der Produzent nur diese Merkmale haben, eine Feststellung, die die These zu erschüttern scheint, dass der „Inhaltsdeskribent“ die dramatologische Entsprechung des fiktiven Erzählers sei.

Als Kompromisslösung schlägt Harweg deshalb den Begriff „(Selbst-)Investierung“ (S. 15) vor: Der mit dem Deskribent personalidentische Dramenautor schlüpft in diese Rolle wie in ein Kleid, wobei er die Welt – also seine und auch unsere nicht-fiktive Welt – nicht wechselt.

Nach der Sicherung der theoretischen Grundlage steht der komplexen textorientierten Untersuchung nichts mehr im Wege. Im dritten bzw. vierten Kapitel findet der Leser eine bis ins kleinste Detail gehende und mit bewundernswerter Disziplin durchgeführte Dekonstruktion und Rekonstruktion sowohl des – nach Harweg auch den Titel bzw. das Personenverzeichnis beinhaltenden und somit nicht erst mit der ersten Regieanweisung beginnenden – Buchtextes als auch der Bühnen-Urform. Bei der textlinguistischen Untersuchung der Buchform dominieren die Aspekte der Textkonstitution: Mit schier unermüdlicher Ausdauer beschreibt Harweg die texteinleitenden bzw. textsubsequenten Ausdrücke; darauf folgt die exemplarische Beschreibung von drei Textabschnitten. Sie zu lesen ist deshalb spannend, weil man hier die Gelegenheit hat, bei der Übertragung der ausgearbeiteten Begriffe auf den Dürrenmatt'schen Text nicht nur Harwegs Konsequenz, sondern auch das eigene Verständnis zu überprüfen.

Wegen der zahlreichen und sich immer weiter verzweigenden Kapitel und Unterkapitel fühlt man sich am Anfang wie in einem Labyrinth. Dieses Gefühl verschwindet aber wie auf einen Schlag, wenn man schließlich feststellt, dass diese komplexen textologischen und

strukturellen Untersuchungen zur Buchform eine erfolgreiche Beweisführung zur Anfangsthese darstellen, nach der von den Bühnenanweisungen gebildete Rahmentext den Auseinanderfall des Haupttextes in eine Vielzahl von selbständigen Texten verhindert. Im vierten Kapitel, dessen Gegenstand sowohl die genuin-fiktive (d.h. die aus der Sicht der fiktiven Personen der Handlung betrachtete) als auch die nichtgenuin-fiktive (d.h. die aus der Sicht der sich fiktivisiert habenden ideellen Zuschauer betrachtete) Bühnen-Urform ist, gelangt Harweg, was die Anzahl der „Texte“ dieser Existenzform betrifft, durch die Untersuchung der nichtsprachlich-situationellen als auch der sprachlich-textuellen Bestandteile der beiden Bühnen-Urformen zum umgekehrten Ergebnis: Obwohl der Rahmentext der Buchform, der den Zusammenhang des Buchtextes gesichert hat, auch in der Bühnenform – „durch seine Denotate ersetzt, also in nichtsprachlich-situationelle Wirklichkeit über setzt“ (S. 163) – präsent ist, bilden „die alleinigen Sprachbestandteile des Dramas“, d.h. „die Äußerungen der Personen der Handlung [...] keinen zusammenhängenden Text“ (S. 163), da „die Äußerungsfolge der Personen der Handlung eines Dramas in der Regel [...] an zahlreichen Stellen syntagmatisch substitutionell unverbunden ist und somit aus einer Mehr-, ja Vielzahl emischer Texte besteht“ (S. 164). Dadurch wird das für die Interpretation der Buchform als Folie verwendete Modell der fiktionalen Erzähltexte im Falle der Bühnenform zu einer Kontrastfolie.

Aus der Perspektive des eher der Literaturwissenschaft verpflichteten Lesers bietet Roland Harwegs Buch aus mehreren Gründen eine spannende Lektüre: Die Konzentration auf das textuell Gegebene und die Akribie der Untersuchung, die letztendlich die Frage beantworten soll, wie die Sprache in einer bestimmten – sei es auch der dramenweltlichen – Situation funktioniert, soll nicht im Kontrast zur literaturwissenschaftlichen Fragestellung stehen. Die textlinguistische Perspektive kann als Grundlage dienen, um die auf die symbolische Ebene der literarischen Texte ausgerichteten Interpretationen auf ihre Exaktheit hin zu überprüfen und zu ergänzen. In dieser Hinsicht bilden jene Stellen in Harwegs Buch, an denen im „Rekonstruktion“ genannten Prozess sogar einige Sätze des Dramenautors Dürrenmatt „korrigiert“ werden, echte Highlights. Weiterhin kann man Harweg nur darin zustimmen, dass das zufällig ausgewählte Stück „Der Besuch der alten Dame“ „alles andere als ein unglückliches Beispiel“ (S. xiii) ist, weil dessen textlinguistische Interpretation unsere Vorstellungen über den Entstehungsprozess und die allgemeinen Regeln der Dramenschreibung zu ergänzen vermag. Insbesondere in ihrer Präzision und Konsequenz sei Harwegs textlinguistisch-fiktionsanalytische Studie der literaturwissenschaftlichen Dramenanalyse zur Nachahmung empfohlen.

Lehel Sata (Pécs)

Hoberg, Rudolf; Hoberg, Ursula: Német nyelvtan. [Deutsche Grammatik.] Hg. von Csaba Földes. (Aus dem Deutschen übersetzt von Mária F. Horváth). Budapest – Mannheim: Akadémiai Kiadó – Dudenverlag, 2002. 434 S.

Die ungarische Fassung der kleinen Duden-Grammatik (Der kleine Duden. Deutsche Grammatik. Bd. 4, Mannheim, 1997) entstand im Rahmen einer langjährigen Kooperation zwischen den germanistischen Lehrstühlen der Universität Darmstadt in Deutschland und der Universität Veszprém in Ungarn. Die ungarische Ausgabe, die nach der rumänischen (*Gramatica limbii germane*, 1996), serbischen (*Gramatika nemačkogo jezika*, 1999), litauischen (*Vokiečių kalbos gramatika*, 1999) und portugiesischen (*Gramática de Alemão*, 2001) Ausgabe nunmehr die fünfte Umsetzung in eine fremde Sprache darstellt, will diejenigen Leser ansprechen, die auf eine leicht verständliche, aber dennoch niveauvolle Darstellung der deutschen Grammatik Wert legen. Die Zielgruppe der hier rezensierten Ausgabe sind vor allem Studierende (Abiturienten vor der Reifeprüfung, Studenten der Germanistik, aber auch Studierende anderer philologischer Richtungen). Zudem können ungarische Germanisten und Deutschlehrer im DaF-Bereich sie als eine Art Grammatik-Kompendium verwenden.

In der vorliegenden Rezension geht es nicht um eine Charakterisierung der deutschen kleinen Duden-Grammatik, dies geschah bereits an anderen Stellen. Wir wollen vor allem Problemstellungen unter die Lupe nehmen, die bei der sprachlichen Adaption einer Grammatik unvermeidlich auftauchen. Die Diskus-

sion betrifft dabei weder die sprachliche Korrektheit noch die Stilistik. Dies wird gewiss noch von besseren Kennern der ungarischen Sprache in Angriff genommen. Wir wollen uns vor allem auf konzeptionelle, terminologische und kontrastive Problemkreise konzentrieren bzw. auf einige strittige Punkte in der ungarischen Version hinweisen.

Der grammatische Begriffsapparat, mit dessen Hilfe die gegenwärtigen indoeuropäischen und finnougri-schen Sprachen beschrieben werden, geht bekanntlich auf die griechisch-lateinische Tradition zurück. Im zwanzigsten Jahrhundert gab es aber Bemühungen, statt der lateinischen Formen endemische Fachausdrücke zu bilden. Seit etwa den 60er Jahren kann man in der Germanistik einerseits eine Rückkehr zur alten Terminologie beobachten, andererseits entstehen neue grammatische Theorien bzw. ältere bereits existierende Konzeptionen erleben einen großen Aufschwung. In den neueren Duden-Grammatiken hat dieser Trend seine Spuren hinterlassen. Man bevorzugt Termini lateinischer Herkunft; der Duden-Tradition getreu verwendet man aber doch einige deutsche Begriffe. Gelegentlich werden Termini aus neueren Konzeptionen, vor allem aus der Dependenzgrammatik und teilweise der generativen Grammatik verwendet.

Moderne Grammatiktheorien haben eigene terminologische Ausdruckssysteme entwickelt, die nicht selten sogar

„innerhalb“ einer Theorie (und Sprache) diskrepanz sein können. Diese Ungleichheit betrifft nicht nur den formalen Gebrauch der Termini und ihre Systemhaftigkeit, sondern auch gewisse inhaltliche Fragestellungen. Für ein und dieselbe grammatische Erscheinung gibt es bekanntlich nicht selten mehrere Bezeichnungen, aber oft bezieht sich auch eine Bezeichnung auf divergente Erscheinungsformen der Sprache. Der kleine Duden hat zwar eine nüchterne Kompromisslösung gefunden, die in der deutschen Sprache reibungslos funktionieren kann, aber bei der Umsetzung der Terminologie in ein anderes sprachliches Milieu können ab und zu Schwierigkeiten auftreten. Dies betrifft mehrere Sachverhalte, u.a. die im Ungarischen nicht vorhandenen sprachlichen Phänomene sowie die Tatsache, dass das ungarische terminologische System an bestimmte Traditionen gebunden und in vieler Hinsicht konservativ ist. Ungarische „Generativisten“ können dies bestimmt bestätigen. Für die Übertragung deutscher Fachbegriffe bieten sich mehrere Möglichkeiten an: Man kann neutrale lateinische Ausdrücke oder den bereits im Ungarischen vorhandenen Begriffsapparat verwenden (dabei muss man sich stets der Gefahr bewusst sein, dass bestimmte sprachliche Erscheinungsformen im Ungarischen anders zum Vorschein kommen, bzw. u.U. nicht vorhanden sind). Eine brauchbare und einleuchtende Lösung ist, dass man neben dem im Ungarischen vorhandenen oder neu konzipierten Begriffsapparat die gängigen deutschen Bezeichnungen angibt. Der Herausgeber der ungarischen Fassung verwendet die bestmögliche Lö-

sung: Bei der Behandlung der einzelnen Schwerpunkte werden (wenn auch nicht immer konsequent) die deutschen Bezeichnungen verwendet und die ungarischen Termini in Klammern angegeben oder umgekehrt. Oft waren die Bearbeiter der ungarischen Version gezwungen, die deutschen Bezeichnungen ins Ungarische zu übertragen und dadurch einige im Ungarischen nicht vorhandene oder nur selten gebrauchte Bezeichnungen zu kreieren. Hier nur einige Beispiele: Hauptverb = ‚főige‘, Funktionsverb = ‚funkciós ige‘, Ergänzung = ‚kiegészítő‘, Partikel = ‚partikula‘ usw. Dabei ist der Begriff ‚főige‘ eine elegantere Lösung als die herkömmliche Bezeichnung ‚teljes jelentésű ige‘; mit den ‚Ergänzungen‘ tut sich der Leser etwas schwerer, da der Ausdruck schon in den verschiedenen deutschen Duden-Ausgaben nicht immer eindeutig ist. Ergänzungen sind in der kleinen Grammatik die traditionellen Satzglieder (Subjekt, Objekt und einige notwendige Adverbialbestimmungen) außer dem Prädikat. Hier gerät selbst der kleine Duden in eine terminologische Verwirrung, die die Aufnahme des dargestellten Stoffes seitens des dependentiell nicht geschulten Lesers erschweren kann.

Herausgeber und Übersetzer der ungarischen Fassung standen also vor einer nicht leichten Aufgabe: Die deutsche Vorlage in eine kultivierte und für den ungarischen Leser verständliche Sprache zu übertragen, den Stoff den neueren Anforderungen anzupassen, einen angemessenen terminologischen Apparat zu finden (oder – wo nötig – herauszuarbeiten) und dabei sogar dem „Geist der Duden-Reihe“ treu zu bleiben.

Die ungarische Fassung ist mit dem deutschen Original nicht immer identisch. Einiges wurde begrüßenswerterweise aktualisiert, modernisiert, erweitert oder weggelassen. So wurde z.B. die ursprünglich etwas karge Darstellung der Vokale (Duden S. 58) erweitert und den Erwartungen und den vorausgesetzten Vorkenntnissen des ungarischen Lesers angepasst. Vielleicht hätte man dabei einige krasse Unterschiede im deutschen und im ungarischen Vokalsystem noch stärker hervorheben können. Das deutsche kurze offene [ɛ] wird beispielsweise von ungarischen Muttersprachlern fast ausschließlich als ein sehr offenes (breites) [æ] ausgesprochen – ein signifikantes Merkmal, um einen Deutsch sprechenden ungarischen Muttersprachler leicht identifizieren zu können. Das schwachtonige [ə] kommt in der ungarischen Fassung erst auf Seite 74 vor, ohne davor erklärt zu werden.

Die Behandlung des Konsonantensystems bedürfte ebenfalls einiger weiterer Erklärung. Stimmhaftigkeit und Stimmlosigkeit sind in beiden Sprachen unterschiedliche phonetische Erscheinungsformen. Hier hätte man vielleicht kurz auf die Behauchung einiger Konsonanten oder auf die Auslautverhärtung eingehen können. Inwieweit eine Adaption vom Original abweichen kann, bedarf sicherlich einer Absprache zwischen Verfasser und Herausgeber bzw. Übersetzer der Adaption, wir lassen daher diese Frage offen.

Die ungarische Adaption ist an den meisten Stellen eine minuziöse Wiedergabe des Originals. Ein Problem kann u.U. dort auftauchen, wo man mit der Darstellung neuerer Forschungsergeb-

nisse konfrontiert wird. In den neuesten deutschen Grammatiken werden Ergebnisse der Partikelforschung immer mehr berücksichtigt, der Begriff ‚Partikel‘ aber wird in der deutschen Fachliteratur nicht einheitlich behandelt. In den ungarischen Grammatiken ist der Begriff eigentlich unbekannt, man verwendet für sprachliche Phänomene, die mit den deutschen Abtönungspartikeln vergleichbar sind, lediglich den Terminus ‚módosítószó‘. Die ungarischen Bearbeiter mussten für die in der ungarischen Fachterminologie nicht vorhandenen bzw. konträr bezeichneten sprachlichen Erscheinungen entsprechende ungarische Begriffe finden bzw. vorschlagen. Einige Vorschläge sind nicht nur brauchbar, sondern sogar sprachlich elegante Lösungen, z.B. ‚válaszpartikula‘ (‚Antwortpartikel‘) neben den im Ungarischen gängigen Begriffen ‚módosítószó‘ (‚Abtönungspartikel‘) und ‚tagadószó‘ (‚Negationspartikel‘), andere hingegen mögen mitunter etwas schwerfällig wirken, z.B. ‚modalitást kifejező partikula‘ (‚Modalpartikel‘) oder ‚fokmérő partikula‘ (‚Gradpartikel‘). Eine weitere Kategorie bilden die spezifischen Duden-Begriffe, für die Herausgeber und Übersetzer passende ungarische Bezeichnungen haben finden müssen. Zwei erfolgreiche Beispiele mögen genügen: ‚azonosító (állítmányi) kiegészítő‘ (‚Gleichsetzungsergänzung‘), ‚határozói kiegészítő‘ (‚Adverbiale Ergänzung‘).

Die Duden-Ausgaben wollen einen breiten Leserkreis (nicht nur Germanisten oder an Deutsch interessierte Hungarologen) ansprechen. Dies zwingt die Verfasser zu vielen terminologischen

Kompromisslösungen zwischen Wissenschaftssprache und Alltagssprache. Dieses den Erwartungen des Adressatenkreises sonst vernünftige Entgegenkommen kann sich in einer anderen sprachlichen Umgebung etwas zuspitzen und gelegentlich zu umständlichen Formulierungen führen. Einige Beispiele sollen dies verdeutlichen: „A ge- kiesik, ha az igének két igekötője van: Wir haben die Zeitung abbestellt.” (S. 104); „[...] a ge- és a zu az összetétel tagjai közé kerül” (S. 109); „A von-t akkor használjuk, ha [...]” (S. 151).

Obwohl die vorliegende ungarische Fassung manche Stellen der deutschen Vorlage den Erwartungen seitens des ungarischen Lesers angepasst hat, haben es die Herausgeber nicht gewagt, bereits vorliegende Ungeschicklichkeiten zu beheben. Unberührt bleibt die etwas strittige Darstellung der deutschen Syntax. Obwohl syntaktische Beziehungen mit dem Ausdruckssystem der herkömmlichen (Schul)grammatik behandelt werden, konnten die Verfasser des kleinen Duden der Versuchung nicht widerstehen, den dependenziellen Ansatz in die Beschreibung hineinzubringen. Dies hat die Adaption erheblich erschwert, da

man neben dem bereits vorhandenen Begriffssystem einen minimalen Begriffsapparat der Dependenzgrammatik erstellen musste. Eine zweisprachige terminologische Wortliste könnte die Arbeit des in der deutschen Grammatik wenig kundigen Lesers wohl erleichtern. So muss man gelegentlich nach anderen bereits vorhandenen zweisprachigen Wortlisten greifen.

Das äußere Bild der Textgestaltung ist im Vergleich zum deutschen Original in gewisser Hinsicht weniger überschaubar, was wahrscheinlich darauf zurückzuführen ist, dass der Verlag statt *Desktop Publishing* ein *Office-Paket* verwendet hat.

Insgesamt: Allein schon die Tatsache, dass der interessierte ungarische Leser eine leicht verständliche und brauchbare Beschreibung der deutschen Grammatik in die Hand bekommt, ist eine anerkennenswerte Leistung. Wer Systemzusammenhänge und Konzeption in der Duden-Terminologie erkennt, dem kann die vorliegende Taschenausgabe, die einfach und bequem nachzuschlagen ist, als ein treuer Begleiter dienen.

Stefan Pongó (Nitra)

Jonas, Hartmut; Rose, Kurt: Computerunterstützter Deutschunterricht. Frankfurt: Lang, 2002 (= Beiträge zur Geschichte des Deutschunterrichts 48). 186 S.

Seit etwa 1980 wird der Einsatz des Computers als Unterrichtsmedium in der Fachliteratur diskutiert, in der Praxis erprobt und entweder euphorisch befürwortet oder ablehnend kritisiert. Der Computer hält auch allmählich Einzug in den Deutschunterricht, und so erweist

sich diese Monographie, die eine ausgewogene Position zwischen Befürwortern und Gegnern einnimmt, als eine willkommene Lektüre für Deutschlehrer und Lehramtsstudierende. Auch Deutschlehrende, die den Computer als eine ihre Existenz gefährdende Konkurrenz be-

trachten, haben nicht die Möglichkeit, sich wie Maschinenstürmer zu Beginn des 19. Jahrhunderts zu wehren, sondern müssen sich damit sukzessive anfreunden, dass sie ihren Lernern z.B. Gerhart Hauptmanns „Die Weber“ oder Heinrich Heines Gedicht „Die schlesischen Weber“ in Zukunft multimedial präsentieren müssen.

Schon der Titel „computerunterstützter“ Unterricht impliziert, dass der Lehrer durch den Computer nicht ersetzt wird, sondern ihm ein neues Medium zur Verfügung steht, das wiederum seinen Unterricht unterstützt. Die Bezeichnung „computerunterstützt“ wird in der Monographie auch konsequent verwendet, wodurch die in der Fachliteratur übliche Attribuierung „computergestützt“ abgelöst wird. Der Terminuswechsel ist nachvollziehbar, denn die Anforderung an den Computer heißt nicht, den Unterricht generell zu stützen, sondern ihn stellenweise zu unterstützen.

Diese Unterstützungsfunktion wird von den Autoren in sechs Kapiteln dargestellt, die sich in drei übergreifenden Teilen zusammenfassen lassen. Im ersten, geschichtlichen Hauptteil wird die einschlägige Literatur, d.h. übergreifende, eher theoretisch angelegte Monographien und Aufsätze, die Erfahrungen mit dem Computereinsatz im Deutschunterricht reflektieren, referiert und mit Kommentaren versehen. Darüber hinaus bekommen wir von der Entwicklung des Medieneinsatzes im Deutschunterricht zu Beginn des vorigen Jahrhunderts über die Lage in der ehemaligen DDR und BRD bis zum aktuellen Medienverhalten in Deutschland einen Überblick.

Im zweiten, theoretischen Teil werden zum einen Lerntheorien (behavio-

ristische, kognitive, konstruktivistische) als mögliche Software-Konzepte dargestellt. Während behavioristische Lerntheorien die ersten, technisch noch stark beschränkten Umsetzungsversuche computerunterstützten Lernens abdeckten und zugleich theoretisch legitimierten, tragen gegenwärtige Multimediaanwendungen vermehrt konstruktivistischen Lerntheorien Rechnung. Zum anderen erfahren wir hinsichtlich der angestrebten Medienkompetenz von Lernern auch wissenschaftsgeschichtliche sowie unterrichtsspezifische Überlegungen zum Kompetenzbegriff.

Im dritten, praxisorientierten Teil finden wir Anregungen und unterrichtspraktische Beispiele für den Einsatz des Computers im Sprach- und Literaturunterricht. Ein reiches Angebot an nützlichen Internetadressen erhöht den Praxisbezug. Exemplarisch sollen hier zwei Adressen als Fundgruben für den Literaturunterricht stehen: <http://www.netzliteratur.de> und <http://www.literaturcafe.de>.

Es ist unumstritten, dass ein zusätzliches Medium im Unterricht neue Wege eröffnet. Das berechtigt aber nicht zur Annahme, dass das neue Medium, der Computer, einen größeren Lernerfolg gewährleisten würde. Es gibt auch Softwares, in denen man z.B. altbekannte und herkömmliche Übungen „neu verpackt“ vorfindet, ohne dass die Programme die spezifischen Möglichkeiten des Computers wahrnehmen würden. So bleibt natürlich auch der erhoffte zusätzliche Lerneffekt aus.

Welche Möglichkeiten bieten sich denn überhaupt an? Der Computer kann im Unterricht verschiedene Funktionen haben. Er kann z.B. als Lerngegenstand,

als Schreibwerkzeug, als Veranschaulichungsmittel, als Informationsträger, als Lernmedium, als Kommunikationsmedium, als Recherche-Instrument fungieren. Als Lerngegenstand kann er im Deutschunterricht aufgegriffen werden, indem über seine Möglichkeiten und Grenzen diskutiert wird, sowie durch die Behandlung literarischer Werke, die den Computereinsatz thematisieren. Auch das Vokabular im Zusammenhang mit dem Computer, das jeder Benutzer, so auch die Deutschlerner gebrauchen, kann im Deutschunterricht linguistisch analysiert und z.B. auf den starken Einfluss des Englischen hin beschrieben werden. Als Korpora können dabei Bedienungsanleitungen zu Hard- und Software oder Computerzeitschriften dienen. Der Computer wird als Schreibwerkzeug gebraucht, wenn der Lerner anstatt mit Bleistift oder Kugelschreiber mit dem Computer Texte schreibt und bearbeitet. Die Autoren machen den Leser darauf aufmerksam, welche Änderungen sich dabei im motorisch gestützten Gedächtnis des Lerners vollziehen müssen. Der Computer als Veranschaulichungsmittel kann im Unterricht z.B. Bücher, Bilder und Filme ergänzen oder ersetzen, da immer mehr CD-ROMs und DVDs zur Verfügung stehen. So eignet sich u.a. die multimediale Aufbereitung der CD-ROM mit dem Titel „Goethe in Weimar“ zur Veranschaulichung von Goethes Lebenssituationen. Der Computer als Informationsträger bietet dem Lerner das Lesen elektronischer Literatur oder das Nachschlagen analog zum Nachschlagewerk, aber mit einigen Vorteilen. So sind z.B. in digitalen Wörterbüchern Lemmata miteinander

verlinkt und gewährleisten dadurch Zugriffsschnelligkeit und -sicherheit. Die Autoren plädieren dafür, dass der Computer als Lernmedium nicht mehr in Frage gestellt werden sollte, sondern ein Kriterienkatalog hinsichtlich der Software zur Vermittlung und zum Einüben neuer Lerninhalte erstellt werden sollte. Es reicht z.B. nicht aus, sich bei der Software mit dem Vorteil einer sofortigen Auswertung der Lernerleistungen zufriedener zu geben, sondern ein Programm soll auch weiteren Anforderungen gerecht werden, wie der Ergänzbarkeit der Übungssequenzen zwecks Anpassung der Übungsinhalte an die Lernergruppe oder dem Übungsangebot zur Binnendifferenzierung für leistungsschwächere und -stärkere Schüler. Die Beweisführung, dass sich der Computer als Kommunikationsmedium im Deutschunterricht effektiv einsetzen lässt, liefert ein Bericht über virtuelle Rollenspiele in einem didaktisch aufbereiteten Chat-Raum. Wir erfahren, dass sich an dieser Kommunikation auch jene Lerner aktiv beteiligt haben, die sich als leistungsschwache und sozial isolierte Schüler herkömmlichen Wortmeldungen eher entziehen.

Beim Lesen dieses Buches wird man zum einen dazu ermutigt, das eigene Repertoire an Medien im Unterricht durch den Computer zu ergänzen, zum anderen wird man aber auch gleichzeitig realistisch daran erinnert, welche Schwierigkeiten die notwendigen technischen Voraussetzungen bereiten können. In der Regel werden nämlich Deutschstunden nicht in Computerräumen gehalten, und im Klassenraum gibt es oft keinen Computer. In diesem Fall kann der Lehrer,

falls vorhanden, auf einen Laptop mit einem Bildprojektor ausweichen. Die zweite grundlegende Bedingung für den Computereinsatz bilden die Computerkenntnisse des Deutschlehrers. Diese können z.B. auf der terminologischen Ebene auch durch das Durchlesen des besprochenen Bandes erweitert werden. Der Leser wird mit Begriffen, wie *Browsing*, *Hypertext*, *Newsgroup* oder *Edutainment*, vertraut gemacht. Das Wort *Edutainment* entstand durch die Kontamination von zwei englischen Wörtern, nämlich *Education* und *Entertainment* und bedeutet so viel wie „unterhaltsames, spielerisches Lernen“ (S. 84). Zum Verständnis von solchen neuen oder schon gehörten, aber nicht ganz vertrauten Begriffen wäre gewiss ein Sachregister hilfreich gewesen. Ich vermisste sogar ein Glossar – wie das in letzter Zeit oft in Einführungsbüchern als Anhang zu finden ist – als eigenständigen Teil des Buches, der unabhängig vom restlichen Text als Informationsquelle für Termini zum computerunterstützten Unterricht konsultiert werden kann.

Auch computerscheue, medial unerfahrene Deutschlehrer werden von diesem Buch angesprochen. Für sie gibt es nämlich den Vorschlag, sich auf computerbewanderte Schüler zu verlassen. Einerseits kann man bei technischen Pannen auf ihre Hilfe zurückgreifen. Andererseits können computerinteressierte Lerner beauftragt werden, einzeln oder in Gruppen Themen multimedial vorzubereiten und zu präsentieren und dadurch ganze Phasen der Unterrichtszeit eigenverantwortlich zu gestalten. Der Lehrer muss dabei eine umgekehrte

Sozialisation (Lehrer lernt vom Lerner) durchleben, während er dennoch die Unterrichtsstunde moderiert und koordiniert.

Dadurch ergeben sich neue Möglichkeiten und Veränderungen im Berufsbild einer Lehrkraft. Lehrer, deren Schwerpunkt mehr auf der Unterstützung und Förderung von Kompetenzen liegt als auf der Vermittlung von Faktenwissen. Das interaktive Lernmedium Computer eröffnet individuelle Wege, die dem Lernenden die Souveränität über die Zeit und den Ort zurückgeben und einen höheren Lernerfolg versprechen. Das soll aber nicht zum ständigen Computereinsatz im Unterricht führen, denn Berechtigung haben vor allem Übungs- und Präsentationsformen, die mit anderen Medien nicht realisiert werden können. Es ist aber unumstritten, dass der Computer beim Einüben und Erlernen von reproduzierbarem Wissen ein wichtiges Hilfsmittel sein und Lehrkräfte zum großen Teil auch entlasten kann. Exemplarisch wird von den Autoren eine Software aufgeführt, die sich bei der Rechtschreibschulung gut bewährt hat. Im Gegensatz dazu ist die Auswertung durch den Computer bei freien schriftlichen Eingaben eher unbefriedigend. Der Computer hat seine Grenzen, auch in der Vermittlung von sozialer Kompetenz. Verhaltensweisen und Handlungsmuster können mithilfe des Computers nicht eingeübt werden.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass die technologischen Entwicklungen, die gesellschaftliche Kommunikationsstrukturen nachhaltig prägen, neue Perspektiven für den Deutschunterricht eröffnen. Sie ermöglichen

erstens neue Zugänge zu Inhalten, zweitens neue Lehr- und Lernmethoden und drittens neue Organisationsformen des Deutschunterrichts. Die Zeiten, in denen zeitaufwendige Arbeitsblätter für den Deutschunterricht mit Schreibmaschine, Schere und Klebstoff erstellt wurden, gehen allmählich zu Ende. Wer die Vorteile des neuen Mediums Computer für den Sprachunterricht ausnutzen möchte, steht vor einer spannenden Heraus-

forderung und wird durch das Lesen des „Computerunterstützten Deutschunterrichts“ gut beraten: Diese Arbeit hilft einem zwischen den zwei extremen Polen, Medienfaszination und Medienfurcht, einen gemäßigten, neutralen Platz einzunehmen und den Computer als ein Arbeitsmittel neben anderen zu betrachten.

Anna Reder (Pécs)

Kalász, Márton; Kovács, József László; Balogh, F. András; Komáromi, Sándor: Fejezetek a magyarországi német irodalom történetéből [Kapitel aus der Geschichte der ungarländischen deutschen Literatur]. Budapest: Lucidus Kiadó, 2002. (= Kisebbségkutatás könyvek). 447 S.

Die Titelwahl ist insofern berechtigt, da der Leser keine einheitlich konzipierte Darstellung einer regionalen Literaturgeschichte in der Hand hält, sondern eine bunte Auslese der Forschungsbereiche und -ergebnisse sowie der Arbeitsmethoden von József László Kovács (Károli-Gáspár-Reformierte-Universität, Budapest; Kapitel 2, 3 und 4), András F. Balogh (Eötvös-Loránd-Universität, Budapest; Kapitel 1, 5, 6, 7, 9 und 10) und Sándor Komáromi (Fremdsprachige Bibliothek, Budapest; Kapitel 8 und 11) mit einem kenntnisreichen Vorwort des Vorsitzenden des Ungarischen Schriftstellerverbandes Márton Kalász. Der Letztere wird im Band auch als Autor des Romans „Téli bárány“ [Winterlamm], eines interessanten Beispiels ungarndeutscher Literatur in ungarischer Sprache aus den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts, namentlich genannt.

Da der Band keinen Anspruch auf Vollständigkeit erhebt, wollen wir die einzelnen Kapitel nicht in der chronologischen Reihenfolge, sondern nach den Autoren gruppiert besprechen. Über die Anfänge der ungarländischen deutschen Literatur bzw. über das Mittelalter gibt *András F. Balogh* einen kurzen Überblick. An Werken fehlt es nicht, aber Balogh zweifelt daran, ob man von einer kontinuierlichen literarischen Entwicklung sprechen kann (S. 17). Die Autoren lebten am königlichen Hof (des Öfteren nur ein paar Jahre in Ungarn), als privilegierte Bürger auf dem sächsischen Königsboden in Siebenbürgen oder (vor allem) als Kleriker im In- oder Ausland. Zu Kontakten untereinander kam es kaum.

In weiteren fünf Aufsätzen beschäftigt sich *Balogh* mit seinem engeren Forschungsbereich: mit der Literatur der

Siebenbürger Sachsen. Im Mittelpunkt des ersten Aufsatzes steht der Romanschriftsteller Josef Marlin (1824-1849) bzw. dessen Vorstellungen über die anderen Nationen Siebenbürgens. Balogh stellt fest, dass Marlin zwar des Öfteren in seinen Werken an die Stereotypen und Vorurteile seiner Zeitgenossen anknüpft, sein Gesamtbild über die Ungarn und Rumänen weicht dennoch erheblich von dem gängigen ab. Es geht nicht einfach um eine Heraufbeschwörung des friedlichen Zusammenlebens der drei ständischen Nationen (nämlich das der Ungarn, der Szekler und der Sachsen). Die Ungarn – bzw. in seinen historischen Romanen die Hunnen als deren Vorväter – tragen barbarische Züge, ihre Zerstörungswut und Urkraft haben aber eine Mission: „die Bestrafung der verweichlichten antiken Zivilisation“ und bieten die Chance „eines neuen Anfangs“ (S. 222). Noch merkwürdiger ist, dass Marlin diese Rolle auch den Rumänen zuspricht, einer Nation, die damals sowohl von der europäischen Öffentlichkeit als auch von der ungarischen Intelligenz kaum wahrgenommen wurde. (Vgl. S. 221 ff.)

Die sogenannte „Blütezeit“, die traditionsgebundene Literatur der Siebenbürger Sachsen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wird von Balogh in erster Linie unter dem Aspekt der Identität analysiert. Dies entspricht auch den Zielsetzungen der „Blütezeit“ selbst: Eine sächsische Identität der Landbevölkerung und des Kleinbürgertums zu schaffen und zu stärken. (Vgl. S. 237) Sie stützt sich nicht mehr auf die Idee der mittelalterlichen ständischen ‚natio‘ sondern auf die moderne, sprach- und kulturgebundene Nation. In diesem Sinne

wird Sachsentum und Deutschtum gleichgesetzt und hochgewertet. Die Ungarn erscheinen in den historischen Romanen der „Blütezeit“ als Gegenpol, also als etwas Negatives, und die Sachsen können sich nicht von der Königstreue lösen, ohne ihre eigene Selbstlegimitation zu gefährden. Diese basiert auf dem ‚Diploma Andreaneum‘, also auf den Privilegien, die sie vom König Andreas II. im 13. Jahrhundert erhalten hatten (S. 240-241). Nach dem Ausgleich im Jahre 1867, als die Autonomie der Sachsen aufgehoben wurde, blieben nur noch die Sprache und Kultur als identitätsstiftende Faktoren, meint Balogh in seinem nächsten Aufsatz (S. 264). Deshalb wird die Sprache selbst in den literarischen Werken thematisiert: Sprachliche Differenzen und Interferenzen veranschaulichen das vielschichtige Verhältnis der Figuren zur Sprache.

Am Anfang des 20. Jahrhunderts erlebte die sächsische Literatur eine Erneuerung. Die Entfernung von den didaktischen Zielsetzungen der „Blütezeit“ und die Suche nach neuen ästhetischen Normen brachte auch eine Umgestaltung des Ungarnbildes mit sich. Balogh stellt aber fest, dass die alten Vorurteile noch lange weiterleben und erst das Erlebnis der Kriegskameradschaft im Ersten Weltkrieg ungarfreundliche Äußerungen hervorrufen kann. Eine tiefgreifende Umstrukturierung erfolgt jedoch in den 1920er Jahren, innerhalb des staatlichen Rahmens des neugebildeten Groß-Rumäniens also. Der neu entdeckte Transylvanismus, die historische Schicksals- und Kulturgemeinschaft der Siebenbürger Völker, wird als tolerantes Zusammenleben und ständiger

Kulturtransfer in die ergangenheit verlegt und mythisiert – die Zukunft verlief allerdings ganz anders. (Vgl. S. 365 f.)

Seinen letzten Aufsatz widmet Balogh dem „vorletzten siebenbürgisch-sächsischen Schriftsteller“, Adolf Meschendörfer (1877-1963) – ein schönes und nicht ganz unrechtes Kompliment in Richtung von Joachim Wittstock, dem angeblich „letzten“ (S. 393). Meschendörfer rechnet mit dem (Zwangs)optimismus der „Blütezeit“ ab, verzichtet auf die für identitätstragend gehaltene Gattung des historischen Romans. Er knüpft an die neuen ästhetischen Stilrichtungen (z.B. den Naturalismus) an und prophezeit die Auflösung des Siebenbürger Deutschtums. Während des Krieges und der kommunistischen Diktatur lebt er zurückgezogen, da seine Prophezeiung bereits – wie Balogh meint – in Erfüllung ging (S. 410).

József László Kovács erforscht in drei Kapiteln eine andere Region: die Stadt Ödenburg (Sopron) und das westliche Transdanubien. Weder das gewählte Forschungsgebiet noch die bearbeitete Zeitperiode (16.-19. Jahrhundert) gestattet, von einer *deutschen* Literaturgeschichte zu sprechen. Die Bevölkerung der Stadt Ödenburg war zwar bis zum 20. Jahrhundert vorwiegend deutschsprachig, aber diese Region hatte – im Gegensatz zum sächsischen Königsboden – eine politische Autonomie, bildete keine wirtschaftliche Einheit und bildete dementsprechend auch keine eindeutige und explizit deutsche Identität aus. Im Aufsatz über das Zeitalter der Reformation und der Gegenreformation (16.-17. Jahrhundert) werden z.B. beim Thema der Emblemik die ungarischsprachigen Werke von Ferenc Wathay

und die deutschsprachigen von Christoph Lackner nebeneinander besprochen, von den lateinischen der beiden ganz zu schweigen. Kovács schreibt Kulturgeschichte im erweiterten Sinne: Der Leser erfährt etwas über die Kämpfe für die Reformation, die Organisation der konfessionellen Schulen, den ausländischen Universitätsbesuch der Ödenburger Jugend, die städtischen Chroniken und die Struktur der örtlichen Mäzenatur.

Ähnlich strukturiert Kovács seinen Aufsatz über die Ödenburger Aufklärung im 18. Jahrhundert. Der Titel „Aufklärung“ scheint nicht ganz treffend zu sein, da die Kirchenreden von Abraham a Santa Clara und Abraham Aegidius Dobner von Kovács selbst als Barockwerke eingestuft werden. (Vgl. 149 f.) Besonders Wert legt er auf die Darstellung der deutsch-ungarischen Kulturkontakte. Dazu gehören die Peregrination an deutschländische Universitäten, der Versuch zur Gründung einer literarischen Zeitschrift in Gottscheds Manier sowie Briefe von Ödenburger Studenten an deutsche Persönlichkeiten wie Schiller und Gellert. Die Identifizierung des vermutlich unter einem Pseudonym korrespondierenden Schöngestes ist zwar nicht ganz überzeugend (vgl. 157 ff.), die Bedeutung solcher Kontakte kann aber nicht hoch genug geschätzt werden. Fast gleichzeitig begannen die deutschsprachige Therese Marie von Artner (Theone) und die ungarischsprachige Judit Dukai Takách ihre literarischen Laufbahnen in den 1770er Jahren: Hier kann man jedoch nicht mehr über *eine* Literatur in mehreren Sprachen sprechen. Kein Zufall, dass sich die beiden Dichterinnen vermutlich nie trafen. Kovács berichtet im

Weiteren auch über die kulturelle Leistung von Ödenburger Topographen, Ärzten, Botanikern und einfachen familiären Chronisten.

Der dritte Aufsatz über die Periode 1800-1850 ist leider kürzer und weniger detailliert. Das ist umso bedauernswerter, da in dieser Zeit bereits ästhetisch gebildete und talentierte Literaten mit Qualitätswerken nachzuweisen sind. Der ungarischsprachige János Kis wurde zu einem der gefeiertesten Dichter seiner Epoche, eine Tatsache, die wegen seiner Orientierung an deutschen Mustern und seiner Vermittlungsrolle betont werden muss. Der deutschsprachige Leopold Petz wurde bloß durch seinen peripheren Herkunftsort daran gehindert, am binnendeutschen literarischen Geschehen aktiven Anteil zu haben. Der produktivste Schriftsteller von Ödenburg, Moritz Kolbenheyer, trat bereits vor der Märzrevolution mit seinen Frühwerken an die Öffentlichkeit – und zwar nicht nur mit Predigten, die auch Kovács erwähnt, sondern auch mit seinen ersten Übersetzungen ungarischer Lyriker. Die Personennamen werden von Kovács fast immer in der ungarischen Form angegeben, was nicht immer berechtigt zu sein scheint.

Anders als Balogh und Kovács versucht *Sándor Komáromi*, eine kleine „Epochenmonographie“ über die Zeit zwischen dem Freiheitskampf 1848-1849 und dem Ersten Weltkrieg zu geben. Dementsprechend bleibt weniger Platz für ästhetische Analyse, und einzelne Autorenporträts werden nicht herausgearbeitet. Stattdessen skizziert Komáromi die wichtigsten Tendenzen und untermauert sie mit einer Unmenge

von literaturhistorischen Daten. Seiner Darstellung nach gab es nach 1848, und noch mehr nach 1867, drei Alternativen für die ungarndeutsche Literatur. (Vgl. S. 280) Budapest als kulturelles Zentrum brauchte bilinguale Kommunikation und ermöglichte einen regen Kulturtransfer, d.h. journalistische und Bühnengattungen bzw. die Übersetzung aus dem Ungarischen ins Deutsche. Eine traditionsgebundene und bewusst lokale Literatur konnte in den deutschsprachigen Randregionen, also im westlichen Transdanubien, in der Zips und in der sich neugestaltenden Region des Südens (Banat und Woiwodina) weiterleben. Schließlich stand auch die Möglichkeit der Auswanderung offen, die umso verlockender war, da Wien und Österreich kaum als Ausland zu bezeichnen waren. Diese Alternativen vermischen sich sogar in einzelnen Lebenswerken.

Als Abschluss des Bandes steht Komáromis Aufsatz über die Gegenwart seit der Erneuerung in den 1970er Jahren. Hier gibt es kaum miteinzubeziehende Sekundärliteratur, so geht Komáromi auch eher auf ästhetische Analysen ein. Die Tendenzen der Gegenwart zu erfassen ist immer schwieriger, aber man kann Komáromi zustimmen, dass es nach Krieg und Vertreibung um die nackte Existenz der ungarndeutschen Literatur ging. Die Kette der aufeinanderfolgenden Schriftstellergenerationen wurde mehrmals zerrissen, muttersprachliches Lesepublikum ist fast gänzlich verschwunden. Neben dem als tragisch erlebten Festhalten an der Sprache und Tradition boten sich die Auswanderung und der Sprachenwechsel als „Lösung“ an.

Die einzelnen Kapitel des Bandes erfassen nicht nur verschiedene Regionen und Epochen, sondern gehen mit verschiedenen Methoden ans Werk. Balogh integriert des Öfteren auch ästhetische Analysen, seine Fragestellung ist aber im Allgemeinen imagologisch angelegt: Ihn beschäftigt vor allem das Ungarnbild der Sachsen bzw. das Verhältnis der beiden Kulturen. Kovács kann als Lokalhistoriker die Freude über seine Funde und den Stolz auf seine

Heimat nicht verbergen, deshalb ist er auch nicht bereit, kulturhistorisch enge Grenzen um sein Forschungsfeld zu ziehen. Komáromi zeigt zwei Gesichter, das des fleißigen Positivisten und das des mitfühlenden Analytikers. Vielleicht führt diese Vielfalt auch dazu, dass die Auswahlbibliographie des Bandes nicht einheitlich gestaltet werden konnte.

Szabolcs Boronkai (Budapest)

Kleist-Archiv Sembdner (Hg.): Käthchen und seine Schwestern. Frauenfiguren im Drama um 1800. Heilbronn: Stadtbücherei, 2000. 198 S.

Rechtzeitig zu seinem zehnten Geburtstag im Jahr 2001 hat das Kleist-Archiv Sembdner der Stadt Heilbronn sich selbst und die interessierte Öffentlichkeit mit zwei Sammelbänden beschenkt, welche die Vorträge der beiden bis dato veranstalteten Kleist-Kolloquien „Käthchen und seine Schwestern. Frauenfiguren im Drama um 1800“ (Kleist-Kolloquium I vom 12. bis 13. Juni 1997) sowie „Erotik und Sexualität im Werk Heinrich von Kleists“ (Kleist-Kolloquium II vom 22. bis 24. April 1999) in schriftlicher Form vorlegen.

Vom lokalhistorischen Bezug des populärsten aller Kleistschen Stücke ausgehend und eine Anregung des Vorsitzenden der Heinrich-von-Kleist-Gesellschaft Prof. Dr. G. Blamberger aufgreifend, dürften für das Veranstalterteam unter der Leitung des engagierten Archivdirektors Günter Emig beim ersten Kleist-Kolloquium drei Zielset-

zungen im Vordergrund gestanden haben. Neben dem Anliegen, einen Überblick über einen aktuellen Aspekt der Kleistforschung zu ermöglichen, handelt es sich um das Ansinnen der Stadt Heilbronn, wissenschaftliches Stadtmarketing zu betreiben und sich auf diese Weise von einer in der Vergangenheit eher folkloristisch inspirierten Aneignung des „Käthchen von Heilbronn. Ein großes historisches Ritterschauspiel“ (1808) zu lösen. Bei der Auswahl der Vortragenden ist außerdem das Bemühen erkennbar, die jüngste, im Jahr 1990 durch den Ankauf der Arbeitsbibliothek des Kleist-Forschers Helmut Sembdner (1914-1997) begründete Forschungseinrichtung als dritte außeruniversitäre Säule – neben der Kleist-Gedenkstätte in Frankfurt/Oder und der Heinrich-von-Kleist-Gesellschaft in Berlin/Brandenburg – in der Forschungslandschaft zu etablieren.

Die Gesamtkonzeption des ersten Sammelbandes bestätigt diese Annahmen. Das Inhaltsverzeichnis weist die Vorträge von acht Literaturwissenschaftlerinnen und -wissenschaftlern aus, die ausgehend von der zentralen Figur des Käthchens von Heilbronn den inhaltlich wie methodisch variantenreichen Versuch unternehmen, Verbindungslinien zwischen den unterschiedlichsten Frauenfiguren im Drama um 1800 zu ziehen. Diese – im besten Sinne – grenzüberschreitende Arbeitsweise manifestiert sich gleich auf mehreren Ebenen: Zunächst handelt es sich um die geographische Grenzen überschreitende Einladung von Vortragenden aus Deutschland (G. Neumann, S. Doering, S. Kufner), Österreich (S. P. Scheichl), der Schweiz (G. Brandstetter), Frankreich (G.-L. Fink), den USA (W. Wittkowski) und Ungarn (I. Kurdi). Hinzu kommt das bemerkenswerte Altersspektrum der drei weiblichen und fünf männlichen Gäste, das von den Jahrgängen 1925 bis 1961 reicht und damit nicht nur mehrere Forschungsgenerationen repräsentiert, sondern auch unterschiedliche Bekanntheitsgrade der Referentinnen und Referenten in Fachkreisen umfasst. Die durchdachte Auswahl der Gäste, die Offenheit für randständige Inhalte und die sorgfältige Konzeption des Sammelbandes, die durch die paarweise Anordnung der Beiträge gleichsam den Eindruck eines partnerschaftlichen – möglicherweise sogar geschwisterlichen – Dialogs suggeriert, deuten darauf hin, dass das Kleist-Archiv Sembdner mit seiner Fokussierung auf die sog. ‚Frauenthematik‘ bereit ist, bislang eher weniger

beachtete Grenzbereiche der Kleistforschung aufzugreifen und gleichzeitig ein Forum für den fruchtbaren wissenschaftlichen Dialog zu bieten.

Obleich der Titel des ersten Kleist-Kolloquiums „Käthchen und seine Schwestern“ zunächst Verbindungslinien zwischen den Frauenfiguren der acht Kleist-Dramen nahe legen mag, haben sich die Beitragenden nicht auf diese engeren Grenzen des Kleistschen Werks beschränkt, sondern eher den Untertitel der Veranstaltung eingelöst und eine Ausweitung auf „Frauenfiguren im Drama um 1800“ vorgenommen. Diese Vorgehensweise impliziert nicht nur ein breiteres zeitliches Spektrum von 1750 bis 1850 und einen erweiterten Autorenkreis von Lessing bis Grillparzer, sondern auch eine Ausweitung der fiktiven Verwandtschaftsgrenzen zwischen den Frauenfiguren, das von einem engeren Verständnis der Schwesternschaft bis hin zu weiblichen Verwandtschaftsverhältnissen über mehrere Generationen und Beziehungsgrade hinweg reichen kann.

Und so sieht sie im Einzelnen aus, die matrilineare Familienordnung der Einzelbeiträge: Neben der Ausgangsfigur Katharina Friedeborn (Fink, Doering) finden sich im engeren Familienkreis die literarischen Kleist-Verwandten Kunigunde von Thurneck (Fink, Doering), Penthesilea (Neumann, Brandstetter), Eve (Kurdi) und die Marquise von O... (Kurdi). Der Kreis erweitert sich um die Schiller-Cousinen Thekla aus „Wallenstein“ (Wittkowski), Johanna von Orléans (Doering) und Elisabeth/Eboli aus „Don Carlos“ (Kufner).

Ebenfalls den Rang einer Cousine dürfte Goethes „Iphigenie auf Tauris“ (Neumann) einnehmen; entferntere ältere Verwandte wie Nathans Adoptivtochter Recha (Kurdi) fehlen ebenso wenig wie die jüngere, weitgehend unbekanntes weitläufige Verwandte Gräfin Erny aus Grillparzers „Treuer Diener Seines Herrn“, die von Scheichl explizit als „entfernte ungarische Kusine des Käthchens von Heilbronn“ bezeichnet wird.

Was verbindet nun diese so unterschiedlichen Frauenfiguren, was ist ihr gleichsam „Einigend-Schwesterliches“, das es legitimiert, gemeinsam in den Blick genommen zu werden? Die Antworten der Referentinnen und Referenten auf diese Frage sind recht unterschiedlich, alle Frauenfiguren scheint jedoch eine eigentümliche Ambivalenz zu verbinden, sei es nun die ambivalente Zeichnung der Frauenfigur selbst, eine gegensätzliche Figurenkonstellation innerhalb eines Dramas oder aber die Zuordnung zwischen den männlichen und den weiblichen Protagonisten unterschiedlicher Werke. Während *Fink* der gängigen Interpretation der beiden Frauenfiguren Käthchen und Kunigunde als Gegenspielerinnen bzw. Kontrastfiguren folgt und damit eher bekannte Erkenntnisse vorstellt als neuere Betrachtungsweisen ermöglicht, eröffnen die übrigen Autorinnen und Autoren teilweise recht überraschende und interessante Einsichten in intertextuelle Zusammenhänge. Besonders *Neumann*, der den Opferbegriff zum Ausgangspunkt seiner Betrachtungen von Goethes „Iphigenie auf Tauris“ und Kleists „Penthesilea“ gewählt hat, verbindet Iphigenie und

Penthesilea über den Begriff des Opfers zu „Schwestern der Humanität bzw. des Barbarentums“ und erschließt damit einen überzeugenden intertextuellen Interpretationshorizont für die beiden Werke und ihre Protagonistinnen. Auch in den Beiträgen von *Doering* und *Kurdi* lässt sich mit dem Begriff des Transzendentalen ein gemeinsamer Bezugspunkt ausmachen. Während *Doering* die Motive von Himmelstochter und Höllebraut am Beispiel der Johanna von Orléans entfaltet, reflektiert *Kurdi* die männlichen Pendants. Die männlichen Figuren in den von ihm besprochenen Werken treten zunächst als rettende Engel auf und erweisen sich letztendlich als potentielle Verführer und Vergewaltiger. Mit dem Beitrag *Kurdis* verlagert sich der Schwerpunkt der Betrachtungen von den „Schwestern“ zu den „Brüdern“, d.h. bei *Kufner* und vor allem in *Wittkowskis* Beitrag gewinnt die Betrachtung der Männergestalten im Drama um 1800 immer mehr an Gewicht. Während *Kufner* eine Würdigung der Eboli und der Elisabeth aus dem „Don Carlos“ versucht, wobei die männliche Titelfigur einen sehr breiten Raum der Betrachtungen einnimmt, dient Wallensteins Tochter Thekla in *Wittkowskis* Aufsatz gleichsam nur als Folie der Rehabilitierungsversuche zugunsten der Figur des Octavio Piccolomini. *Scheichl* schließt den Bogen seiner Betrachtung der Grillparzerschen Gräfin Erny, die im Spannungsfeld zwischen kindlicher Naivität und kühner Berechnung steht und an deren Beispiel die Ambivalenz eines weiblichen Charakters gleichsam in das Innere einer einzelnen Figur verlagert wird.

Diese Ambivalenz, die in allen acht Beiträgen des Sammelbandes immer wieder und mehr oder weniger deutlich thematisiert wird, scheint nicht zufällig eine Gemeinsamkeit der Frauenfiguren zu sein. Auch wenn diese Erkenntnis innerhalb des Bandes nicht explizit formuliert wird, so könnte sie vielleicht dennoch als Unterstützung der These herangezogen werden, dass in den Dramen um 1800 eine spezielle historische und soziale Schwellensituation der Frau zwischen ihrer Beschränkung auf die Sphäre des Privaten und der Bewegung hin zum Bereich der Öffentlichkeit künstlerisch verarbeitet wird. Dies würde bedeuten, dass es sich bei den Bühnenwerken – nicht nur, aber auch – um eine in aller Regel indirekte Positionierung der männlichen Intellektuellen innerhalb des zeitgenössischen anthropologischen Geschlechterdiskurses handeln könnte, der im Kontext der Aufklärungsbewegung bzw. der weitreichenden gesellschaftlichen Umwälzungsprozesse im Umfeld der Französischen Revolution zu einer ersten Entfaltung auf breiterer intellektueller und politischer Ebene gelangt ist. Dass die Haltung der einzelnen Autoren hierbei durchaus zwischen Faszination und Abscheu schwanken konnte, ist in den vergangenen Jahren in mehr als einem Fall von der germanistischen Forschung nachgewiesen worden.

Insgesamt bieten die Einzelaufsätze gute Impulse, sich mit den Frauenfiguren im Drama um 1800 intensiver auseinanderzusetzen und zu weiteren Über-

legungen anzuregen, so etwa im Hinblick auf die sog. weiblichen Nebenfiguren oder auch hinsichtlich nicht kanonisierter dramatischer Werke. Der Rezensentin besonders fruchtbar erscheint die gleichsam dialogische Konzeption der Beiträge, die sich möglicherweise auch noch fortsetzen könnte in der Ausweitung auf einen wirklichen ‚gender-Dialog‘, der sich gerade bei der gewählten Frauenthematik des vorliegenden Bandes mit Gender-Forscherinnen und -Forschern durchaus anbieten würde.

Für das Publikum dürfte es sich aus mehreren Gründen lohnen, den Namen des Heilbronner Kleist-Archivs Sembdner weiterhin im Gedächtnis und seine Publikationen im Auge zu behalten. Zum einen sind weitere Tagungen geplant, zum anderen verfolgen regelmäßig erscheinende Publikationen und vor allem auch die Kleist-Homepage www.kleist.org, die seit 1996 besteht und mit dem Internet-Award 2001 für eine der besten Internet-Auftritte ausgezeichnet worden ist, die selbst formulierte Aufgabe des Archivs, Kleist und sein literarisches Gesamtwerk einer breiteren Öffentlichkeit ansprechend und kompetent zu vermitteln, besonders überzeugend. Auf diese Weise ermöglicht die Forschungsstätte an der Schwelle zum dritten Jahrtausend eine respektvolle, umfassende und zugleich anschauliche Begegnung mit dem eher unzugänglichen Autor Kleist.

Marion Woloszyn (Tübingen)

**Kókai, Károly: Im Nebel. Der junge Georg Lukács und Wien.
Wien: Böhlau, 2002. 272 S.**

Man kann der Einschätzung, die Károly Kókai in den seinem Buch vorangestellten Forschungsthesen gibt, weitestgehend zustimmen: Das gegenwärtige Schicksal der Lukács-Forschung hängt tatsächlich davon ab, ob es gelingt, die Probleme so zu formulieren, dass sie für unsere Gegenwart sinnvolle Antworten ermöglichen (S.14). Mit der Wahl des bisher eher als peripher angesehenen Themas „Der junge Lukács und Wien“ scheint so etwas geglickt.

Der Haupttitel, „Im Nebel“, mag auf den ersten Blick irritieren, er eröffnet aber für den zum Verweilen bereiten Leser einen höchst beziehungsreichen Kontext. Zunächst verweist er auf die dem ungarischen Fachpublikum bekannte Debatte zwischen Mihály Babits und Georg Lukács aus dem Jahre 1910. Babits hatte in der Zeitschrift „Nyugat“ Lukács' Essayband „A lélek és a formák“ [Die Seele und die Formen] rezensiert – im Grundtenor durchaus respektvoll – dabei aber dem Verfasser „deutsche Geistesrichtung“, „typisch deutsche oder eher wienerische Bildung“ und einen zwar subtilen, aber unklaren, nebelhaften Stil attestiert. (Nyugat. Jg. 1910, H. 21, S. 1565, Übersetzung A. O.) Lukács antwortete und verteidigte entschieden die Metaphysik, den Eigenwert und die Unverzichtbarkeit des von der konkreten Erfahrung und Erkenntnis unabhängigen, abstrakten Denkens. (Arról a bizonyos homályosságról. [Über jene Nebelhaftigkeit]. In: Nyugat. Jg. 1910, H. 23, S. 1749-1752)

Die Babits-Lukács-Debatte ist für das Thema „Der junge Lukács und Wien“ von grundlegender Bedeutung, und nicht zufällig analysiert sie Kókai auch gründlich, sogar unter Einbeziehung bisher unveröffentlichten Briefmaterials. In seiner Entgegnung wies Lukács nämlich jede Verwurzelung in einer spezifisch Wiener philosophischen Kultur oder literarischen Tradition entschieden zurück. Kókais produktiver Umgang mit diesem Problem besteht darin, dass er im Gegensatz zur einschlägigen Forschungsliteratur – die er in einem umfangreichen und informativen Kapitel kritisch sichtet – Lukács' Zurückweisung nicht als unumstößliche Aussage in der Sache akzeptiert. Er entschließt sich vielmehr zur Gegenthese und postuliert, dass die Wiener Kultur „eine Reihe von Themen, Ideen und Methoden lieferte, die auch Lukács diskutiert hatte.“ (S. 16) Das Hauptanliegen seiner Untersuchung ist, diese Annahme auf einem breitgefächerten Problemfeld zu beweisen. Als Quelle dienen ihm dazu neben altbekannten auch neue Fakten und Dokumente aus Lukács' Leben, die dann jeweils einem extensiv recherchierten und ausgebreiteten gesellschaftlichen, kulturellen, philosophischen und literarischen Kontext zugeordnet und in Interaktion mit diesem analysiert werden.

Kókais Buch ist das Buch eines Philosophen. Die Stärke des Verfassers liegt eindeutig darin, aus scheinbar Bekanntem neue Probleme herauszuarbeiten und diesen eine Weile gedanklich

nachzugehen, ohne endgültige Lösungen zu beanspruchen. Das lässt sich am Kapitel über das Verhältnis des jungen Lukács zur österreichischen Philosophie demonstrieren. Referiert wird hier zunächst die Position Lukács', der – unter anderem in der Babits-Debatte – bezweifelt hatte, dass es damals in Wien eine philosophische Kultur überhaupt gab. Dann stellt Kókai diese Aussage grundsätzlich in Frage, indem er die Tendenzen der österreichischen und ungarischen Philosophie um 1900 auf der Grundlage genauer Untersuchungen rekonstruiert, Berührungspunkte beider Bereiche offenlegt und nach möglichen Vermittlern Ausschau hält. In das so aufgezeichnete Feld werden die zeitgenössischen philosophischen Bemühungen Lukács' und seiner Mitsstreiter eingerückt. Aus dieser Konfrontation resultiert weiter die Erkenntnis, dass die jungen Leute sehr wohl dieselben Probleme bewegten, die auch in der österreichischen Philosophie der Zeit diskutiert wurden, jedoch konnten sie deren Lösungen nicht annehmen, sie suchten nach anderen Lösungen.

Ähnlich schlüssig ist die Beweisführung im zweiten Kapitel, das sich mit den Heidelberger ästhetischen Schriften von Lukács befasst. Durch genaues Einrücken dieses Werkes in die ästhetischen Diskussionen der Zeit gelingt es Kókai überzeugend, die inhaltlich begründete Anlehnung Lukács' an die Wiener Schule der Kunstgeschichte um Alois Riegel nicht nur nachzuweisen, sondern auch deren systematischen Ort im Werk zu bestimmen. Ausführlich befasst sich Kókai mit Lukács' Beziehungen zur

österreichischen Literatur. Die Passagen über das Verhältnis des jungen Literaturkritikers zu Autoren wie Hofmannsthal, Beer-Hoffmann oder Kassner – der Leitfigur seiner Essayistik – sind für das Thema grundlegend, gehen aber nicht wesentlich über bisher Bekanntes hinaus und sind auch in den Problemstellungen nicht sehr originell.

Je weiter man in der Lektüre voranschreitet, um so dringender stellt sich die Frage nach dem Bild des jungen Lukács, das sich vor dem reich heraufbeschworenen Panorama der Wiener Kultur, oder besser in Auseinandersetzung mit dieser, abzeichnet. Es wird ein widersprüchliches Bild skizziert, mit unklaren Konturen, gleich alten Fotos. Auch der Titel „Im Nebel“ deutet an: das Bild ist auch so gewollt. Dieser junge Lukács ist ständig auf der Suche nach seiner Identität: Einer Identität innerhalb einer Familie von ungarischen und österreichischen Vorfahren, einer Identität innerhalb der jüdischen Kulturtradition, einer Identität als Bildungsbürger innerhalb der als höchst krisenhaft und kritikwürdig empfundenen bürgerlichen Kultur sowie einer Identität zwischen Tradition und rapider Modernisierung. Aus Kókais Sicht hat Lukács den Kampf gegen die Moderne verloren. Alle Wege, die er beschritt, um die von ihm kritisierte bürgerliche Kultur zu überwinden, mündeten in Niederlagen, sein Versuch der Vertiefung der ästhetischen Kultur zu einer philosophischen Kultur ebenso wie sein Projekt einer philosophischen Ästhetik. Diese Einschätzung ist legitim, solange man wie der Verfasser einräumt, dass sich

dieses Bild aus der gewählten Perspektive so ergibt und dass noch unzählige andere Perspektiven möglich sind.

Es sei schließlich auf eine Grundüberzeugung verwiesen, auf die sich die gesamte Untersuchung stützt und die in der österreichischen Forschung ziemlich verbreitet ist. Für Kókai gibt es einen „bestimmbaren und beschreibbaren geographischen und kulturellen Ort Mitteleuropa“ (S. 15) mit Wien als Zentrum. Charakteristisch für das so gedachte Mitteleuropa sei eben ein vielschichtiges Identitätsproblem, ein Schwanken in der Orientierung zwischen West und Ost. Ordnet man Lukács diesem Ort zu, erhält man eine mögliche Erklärung für seinen plötzlichen Frontwechsel 1919, dessen differenzierte Bewertung die Lager der mit ihm befassten Forscher bis in unsere Tage spaltet.

Selbst für einen Leser, der an der Existenz eines so verstandenen Mitteleuropas zweifelt, ist die These anregend, sie lässt sich weiterdenken bis in die Gegenwart. Mit diesem Gedanken hätte die Untersuchung über den jungen Lukács und Wien auch abgeschlossen werden können. Es ist deshalb kaum zu verstehen, warum sich Kókai dann doch veranlasst gefühlt hat, zum Schaden seines Buches, ein weiteres Kapitel über die Wiener Emigrationsjahre zwischen 1919 und 1929 hinzuzufügen und die in der Einleitung selbstgesteckte Grenze von 1918 zu überschreiten. Er bricht hier mit fast allen Prinzipien, die er bis dahin erfolgreich praktiziert hat. Hatte er sich auf Lukács' Verhältnis zur Wiener Kultur konzentriert, äußert er sich nun über eine Zeit, in der sich Lukács' Interessen auf ganz andere Ziele richteten. In diesem Teil verletzt Kókai aber vor allem

selbst, was er anderen ins Stammbuch schreiben will: „Um einen Denker zu beurteilen, ist es als Voraussetzung unerlässlich, ihn zu kennen.“ (S. 254) Nun, den Lukács der zwanziger Jahre kennt er nachweislich nicht. Die Beschreibung der Wiener Lebensumstände des Emigranten fällt dürftig aus, die Charakteristik seiner geistigen Produktion beschränkt sich auf die Aufsätze zur Politik und auf Rezensionen. Das philosophische Hauptwerk der Wiener Zeit, die umfangreiche Studie „Die Verdinglichung und das Bewußtsein des Proletariats“, die in den zwanziger Jahren Furore machte und in der der Verfasser das heute noch relevante Problem der Entfremdung diskutiert, wird lediglich gestreift. Selbst dort, wo Kókai interessante Fragestellungen formuliert, wie Lukács' Verhältnis zur österreichischen Politik, zur österreichischen Sozialdemokratie oder das österreichischer Politiker zu Lukács, entsprechen die Ausführungen nicht dem aktuellen Forschungsstand. Kein Wunder, denn das Standardwerk zu diesem Lebensabschnitt, Yvon Bourdets „Figures de Lukács“ (Paris: éditions anthopos, 1972), dessen Zusammenfassung auch in deutscher Sprache vorliegt („Georg Lukács im Wiener Exil“. In: Geschichte und Gesellschaft. Festschrift für Karl R. Stadler zum 60. Geburtstag. Wien: Europaverlag 1974, S. 297-329), fehlt in der Bibliographie.

Man muss den Marxisten Lukács nicht akzeptieren, und man muss nicht einmal über ihn schreiben. Wenn man dies aber tut, ist man als Wissenschaftler der Wahrheit verpflichtet. Man kann zum Beispiel nicht behaupten, Lukács habe sein Leben lang „auf der Richtigkeit des

durch die Sowjetunion geprägten Kommunismus" beharrt und sich geweigert, „sich von Josef Stalin zu distanzieren" (S. 235), als gäbe es – um hier nur den wichtigsten Gegenbeleg zu nennen – seine 1968 verfasste und 1985 postum erschienene Schrift „Demokratisierung heute und morgen" (Budapest: Akadémiai Kiadó) gar nicht.

Zum Abschluss sollen noch zwei weniger gewichtige Einwände geltend gemacht werden. Der erste betrifft die Struktur des Buches. Kókai gibt in der Einleitung an, dass einzelne Kapitel auf Konferenzbeiträge, Zeitschriftenaufsätze und Lehrveranstaltungen zurückgehen, was sicher vollkommen legitim ist. Es ist aber leider nicht immer gelungen, die Texte so umzugestalten, dass der Aufbau des Buches auf den ersten Blick zwingend erscheint. Vor allem stören die häufigen Wiederholungen (z.B. der vom Verfasser mit großem Einsatz und viel Akribie erforschten Familiengeschichte oder Bezugnahmen auf die Babits-Lukács-Debatte). Der zweite Einwand –

bei dem man zugegebenermaßen verschiedener Meinung sein kann – bezieht sich auf die Zitierweise. Wie bekannt, hat Lukács sowohl in Ungarisch als auch in Deutsch Texte verfasst. Kókai fügt – wie in österreichischen und ungarischen Publikationen üblich – die Zitate in der jeweiligen Originalsprache, also häufig auch ungarisch, in den deutschsprachigen Haupttext ein. Bei etwas längeren Textausschnitten kommt man damit zu recht. Aber selbst der zweisprachige Leser kann dem Gedankengang der Ausführungen nur sehr schwer folgen, wenn er im deutschsprachigen Satz ständig auf ungarische Satzbrocken stößt, die sich in die grammatische Struktur des deutschen Satzes entweder überhaupt nicht oder nur sehr schwerfällig fügen. Wie viele zweisprachige Leser wird jedoch dieses insgesamt anspruchsvolle und für die Lukács-Forschung wichtige Buch überhaupt haben?

Antonia Opitz (Piliscsaba/Leipzig)

Mittelman, Hanni; Wallas, Armin A. (Hg.): Österreich-Konzeptionen und jüdisches Selbstverständnis. Identitäts-Transfigurationen im 19. und 20. Jahrhundert. Tübingen: Niemeyer, 2001 (= *Conditio Judaica. Studien und Quellen zur deutsch-jüdischen Literatur- und Kulturgeschichte* 35). 329 S.

Im heutigen Kontext, in dem nach Modellen für ein interkulturelles und übernationales Zusammenleben in Europa gesucht wird, ist die jüdische Geschichte Österreichs von besonderer Relevanz. Der Sammelband beleuchtet diese Geschichte aus einer Vielfalt von Perspektiven und erweist sich auch über die spezifisch österreichisch-jüdische Kon-

stellation hinaus als wichtige Publikation auf dem Gebiet der heutigen Kulturwissenschaften. Schon der Titel und das Vorwort des in der hervorragenden Reihe *Conditio Judaica* des Niemeyer Verlags erschienenen Buchs kündigen eine Auseinandersetzung mit den Erscheinungsformen und Wandlungen der österreichisch-jüdischen Beziehungen an, die

den Kern aktueller Fragestellung über das Miteinander von Kulturen und Nationen, Religionen und Ethnien, Mehr- und Minderheiten in Europa treffen.

Inhaltlich wirft der Sammelband aus verschiedenen Blickwinkeln Licht auf die Komplexität der Wechselwirkungen zwischen österreichischen und jüdischen Selbst- und Fremdbestimmungen und sucht jene Orte auf, an denen scharfe Abgrenzungen hinfällig werden. Die Heterogenität, die mit dieser Haltung einhergeht, findet methodologisch ihre Entsprechung in der Diversität der verschiedenen Beiträge. An der bereichernden Wirkung ihrer interdisziplinären Grenzüberschreitungen lassen sich die Errungenschaften, an der unterschiedlichen Stichhaltigkeit der Beiträge aber auch die Mängel der zunehmend fachübergreifenden Kulturwissenschaften erkennen.

Die ausgezeichnete Einleitung der Herausgeber Armin A. Wallas und Hanni Mittelmann verbindet die Erforschung der Beziehung zwischen österreichischer und jüdischer Identität mit dem Hinweis auf die Gefahr, strenge Trennlinien zwischen „Eigenem“ und „Fremden“ zu ziehen. Tatsächlich erweisen sich die jüdisch-österreichischen Verhältnisse als Paradebeispiel interkultureller Komplexität. Der Zerfall des Kaiserreichs durch die zentrifugalen, nationalistischen Bestrebungen der einzelnen Völker machte die Ausnahmesituation der zumeist deutsch sprechenden und kaisertreuen Juden deutlich und stellte sie vor die – nicht immer und nicht unbedingt freiwillige – Wahl zwischen einer Vielfalt von Identifikationsmöglichkeiten. Diese reichten von einem Streben nach vollständiger Assimilation

bis zu den radikalen Bestrebungen des jüdischen Kultur-Nationalismus und Zionismus. Vorherrschend blieb bei den meisten österreichischen Juden jedoch, Mittelmann und Wallas zufolge, das „Bemühen, dem nationalistischen Prinzip der Ab- und Ausgrenzung Modelle des übernationalen Zusammenlebens und der interkulturellen Synthese entgegenzusetzen.“ (S. 7) Daraus erwuchs auch die von zahlreichen jüdischen Intellektuellen und Künstlern vertretene Überzeugung, dass „Vielfalt, Mischung und Brechung unterschiedlicher Kulturen und Sprachen eine Quelle des kulturellen Reichtums sein könnten“ (ebd.) In den darauf folgenden Beiträgen wird deutlich, wie nachhaltig diese Haltung zu den kreativen und intellektuellen Leistungen der österreichischen Juden beitrug. Die Implikation der Schlussbetrachtung dieser Einleitung, dass Österreich, und vor allem die österreichischen Juden, als paradigmatische Vertreter einer solchen wandelbaren, multikulturellen und in gewissem Sinne schon „postmodernen“ Identität betrachtet werden können, wird in den wichtigsten Artikeln des Bands allerdings mit durchaus gerechtfertigter Vorsicht behandelt.

Das Blickfeld der neunzehn Beiträge umspannt die Zeit zwischen dem Erlass Kaiser Franz Josephs von 1867, der den Juden in der österreichischen Hälfte des Habsburgischen Reichs die Bürgerrechte zusicherte (in zwei ausgezeichneten Aufsätzen der Assimilationsproblematik im Kaiserreich), bis zum Aufstieg der Rechts-Populisten um 2000 (in einer nuancierten, fast schon apologetisch wirkenden Analyse des „Haider-Phänomens“ aus der Feder des israelischen

Historikers *Robert S. Wistrich*). Zwischen diesen eher soziologisch und politisch ausgerichteten Aufsätzen liegt der Schwerpunkt der Beiträge auf kulturellen und künstlerischen Erscheinungen aus zwei Perioden: dem frühen zwanzigsten Jahrhundert und der Kriegs- und Nachkriegszeit.

Die Beschäftigung mit der Zeit nach dem „Anschluss“ setzt sich erwartungsgemäß mit den österreichischen Verfehlungen während der Kriegsjahre und den Versäumnissen der zweiten Republik auseinander. In einem klugen Aufsatz beleuchtet *Albert Berger* die Hintergründe der nationalsozialistischen Sympathien des Heimatdichters *Josef Weinheber*. *Evelyn Deutsch-Schreiners* informative kulturpolitische Analyse beschreibt die Verleugnungsstrategien der restaurativen österreichischen Theaterlandschaft nach 1945, und *Evelyn Adunka* skizziert in einem etwas trockenen Beitrag den prekären Wiederaufbau der jüdischen Gemeinde Wiens in derselben Zeitspanne. Dieser Fokus fördert aber auch Unbekanntes ans Licht: So etwa einen kleinen, 1945 im Grazer Antifaschistischen Volksverlag erschienenen Band mit „Gegengedichten“ über Österreich, die sich, ästhetisch zumeist misslungen, dem „Strom der Blut- und Boden-Dichtung“ und dem „wir' des nationalen Kollektivsubjekts“ widersetzen (S. 230). Der Respekt, den *Johann Holzner* ihnen durch aufmerksame und sensible Lektüren zollt, lässt Beispiele eines brüchigen Widerstands in der düsteren Landschaft dieser Zeit aufscheinen.

Zweifellos am aufschlussreichsten und aktuellsten sind jedoch jene Beiträge, die den Titel des Bands beim Wort

nehmen und, vor allem die Periode des auseinander fallenden Kaiserreichs ins Auge fassend, den vielfältigen Verknüpfungen zwischen österreichischen und jüdischen Identitätsentwürfen nachgehen. Einige Beiträge in diesem Bereich beschränken sich auf minutiös ausgearbeitete Detailfragen, die zweifellos als eigenständige Studien berechtigt und wertvoll sind, die Fragestellung des Bands jedoch nur ansatzweise bereichern und streckenweise nicht einmal berühren. Dies gilt hauptsächlich für die zwei langen und langatmigen Beiträge über Schönberg von *Milly Heyd* und *Ruth Hacohe*n in der Mitte des Bands. Ärgerlich ist vor allem das Ende des letzteren Aufsatzes, das eine neue Weltordnung („a New World Order“) herbeiwünscht, in der „Leute wie Freud, Loos, und Schönberg nicht länger als lediglich lokale Kulturgrößen anerkannt werden, sondern auch als wertvolle Beiträger zur Weltkultur.“ (S. 140) Angesichts der seit Jahrzehnten etablierten, weltweiten Anerkennung dieser Österreicher, die gerade im eigenen Land lange verschmäht wurden, scheint dieser Wunsch haarscharf daneben zu treffen. Auch *Jacques le Rider*, der seit seiner Studie „*Crisis d'identité et modernité viennoise*“ zu einem bedeutenden Experten der modernen österreichisch-jüdischen Angelegenheiten zählt, beschäftigt sich in diesem Band mit einer Detailuntersuchung, die den Themenbereich des Bands nur streift. So interessant die Frage ist, inwiefern Freuds Moses-Buch als Affirmation des jüdischen Monotheismus gelesen werden kann – mit den im Titel des Bands angekündigten Österreich-Konzeptionen hat sie wenig im Sinn. Nebenbei sei bemerkt, dass *Le Riders*

Kritik an Jan Assmans gegenläufiger Interpretation des Freudschen Moses überholt ist: In einer Revision seiner früheren Thesen zu diesem Thema geht Assman selbst subtil und souverän über Le Riders Bestimmung der jüdischen Dimension in Freuds Buch hinaus. (Assmann, Jan: Der Fortschritt in der Geistigkeit. Freuds Konstruktion des Judentums. In: *Psyche. Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendungen*, 56 (2002), 154-171.)

Die eigentliche Bedeutung des Sammelbands liegt in jenen Beiträgen, die die Fragestellung des Titels frontal aufgreifen und sie an konkreten Fallstudien illustrieren. Eine zentrale Rolle spielt in ihnen dann auch die Vorstellung von einer jüdischen „Mission des Übernationalen“, die etwa bei Stefan Zweig zur Feier der jüdischen Diaspora-Existenz als „weltbürgerliche, allmenschliche Berufung des Judentums“ führte. Die Anziehungskraft, aber auch die Gefahren und Illusionen dieser Vorstellung werden von den wichtigsten Beiträgen dieses Bandes auf unterschiedliche Weise behandelt. Während *Steven Beller* und, in einem originellen, wenn auch nicht ganz schlüssigen Aufsatz, *Allan Janik* vor allem die aus dieser Situation entstandenen jüdischen Kulturleistungen und ihre oft verkannte Teilhabe an einer österreichischen Identität unterstreichen, heben *Andreas Herzogs* und *Armin A. Wallas'* Beiträge – die Kernstücke des Buchs – mit den Verdiensten jüdischer Künstler und Autoren dieser Zeit auch die Brüche und Verluste ihrer Identifikationskonflikte hervor. Vor allem aber vermeiden sie durch eine genaue Kontextualisierung und Auffächerung der unterschiedlichen Möglichkeiten und

Positionierungen die Mystifizierung des Juden als Symbolfigur multikultureller Offenheit und transnationaler Beweglichkeit. *Herzog* schließt seine ausgezeichnete Studie des nationalen Selbstverständnisses deutschsprachiger jüdischer Schriftsteller in Prag um die Jahrhundertwende – seine Beispiele sind Fritz Mauthner, Otto Pick, Franz Werfel, Max Brod – mit der wichtigen Bemerkung, dass „der Wunsch nach Völkerverständigung“ bei diesen Autoren „weder aus einer österreichischen noch aus einer jüdischen Idee zu verstehen ist, sondern aus lebenspragmatischen Gründen ihrer Stellung zwischen den Völkern.“ Diese Einsicht reduziert keineswegs die Verdienste dieser Autoren, sondern widersetzt sich lediglich überzeugend jeglichem Ansatz einer – auch noch so positiven – Wesensbestimmung eines Volkes oder einer ethnischen Minderheitsgruppe.

Mit ähnlichen Fragen setzt sich der ebenso eindrucksvolle Beitrag *Wallas'* auseinander. Unter dem Titel „Mythen der Übernationalität und revolutionäre Gegenmodelle“ stellt *Wallas* *Stephan Zweigs* und *Joseph Roths* multinationale Österreich-Treue den Revolutionsgesinnungen *Hugo Sonnenscheins* und *Albert Ehrensteins* als zwei Mythen einander gegenüber. *Wallas'* Widerstand gegen die Stilisierung des Diasporajuden zum paradigmatischen Träger von und Modell für Übernationalität und Kulturvermittlung geht etwas andere Wege als jener *Herzogs*. Zwar betont *Wallas*, dass solche Haltungen und Einstellungen sich sehr wohl aus der jüdischen Tradition oder jüdischen Lebensformen speisen *hätten können*, dass jedoch bei den von ihm behandelten

Autoren mit der Kritik an der Ideologie des Nationalismus und dem Einsatz für die Idee des Supranationalen auch die Bindung an das Judentum verschwand. So wird deutlich, dass das Einsteigen für ein anti-partikularistisches „Allmenschliches“ nur schwer mit dem Attribut ‚jüdisch‘ zu versehen ist. Ein solcher Versuch mündet notgedrungen in ein Paradox ein. Wichtiger ist vielleicht jedoch die Einsicht, dass diese Paradoxa in den flüchtigen Momenten der Übergänge, die gerade die jüdisch-österreichische Moderne kennzeichnen, zu den Schätzen des zwanzigsten Jahrhunderts gehören. Von solchen Widersprüchen zeugt auf mikroskopischer Ebene *Jakob Hessings* feinstimmige Analyse einer

„misslungenen“ Gedichtstelle von Beer-Hoffmann und einer Fehlleistung in Freuds Deutung seines eigenen Traums. Vor allem aber erscheinen diese Ungereimtheiten in ihrer ganzen Lebendigkeit in den kleinen Texten des in Österreich geborenen Dichters Elazar Benyoëtz, mit denen der Band schließt. Wenn sie auch nicht explizit das Thema des Bands reflektieren, so lohnt es sich schon um der letzten zehn Zeilen wegen, dieses Buch zu lesen. Respektlos, weise und durchdrungen von spitzfindigem Humor stehen sie in der besten jüdisch-österreichischen Gotteslästerungstradition.

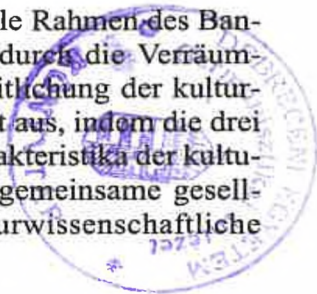
Vivian Liska (Antwerpen)

Musner, Lutz; Wunberg, Gotthart; Lutter, Christina (Hg.): Cultural Turn. Zur Geschichte der Kulturwissenschaften. Wien: Turia + Kant, 2001 (kultur.wissenschaft 3). 173 S.

„Ich höre soviel mit dem Wort *Cultur* herumwerfen. Das Wort sollte man sich verbieten“ – bringt der neue Sammelband über die kulturelle Wende in völliger Zustimmung das Hofmannsthal-Zitat. Die Themenwahl und die methodische Stoßrichtung der Aufsätze, die dem zunehmenden definitorischen Überdruß und der analytisch-theoretischen Unschärfe auf dem Feld der Kulturwissenschaften entgegenzuwirken berufen sind, verzichten dementsprechend auf die zitatologischen Pflichtübungen der letzten Jahre und versuchen, den nur ange deuteten Fragestellungen der heutigen kulturwissenschaftlichen Tendenzen durch die historische Fundierung des breiten Problemkreises zu begegnen. Der dritte Band in der Reihe *kultur.*

wissenschaft des österreichischen Bundesministeriums für Bildung, Wissenschaft und Kultur, der in Verbindung mit dem Wiener Internationalen Forschungszentrum für Kulturwissenschaften entstand, führt die mit dem ersten Band (*The Contemporary Study of Culture*, 1999) eröffnete Diskussion über die wissenschaftsgeschichtliche und methodologische Positionierung der Kulturwissenschaften und *Cultural Studies* weiter.

Der konzeptuelle Rahmen des Bandes zeichnet sich durch die Verräumlichung und Verzeitlichung der kulturanalytischen Arbeit aus, indem die drei wesentlichen Charakteristika der kulturellen Wende, das gemeinsame gesellschafts- und kulturwissenschaftliche



Interesse, die Selbstreflexivität und die soziale Aufmerksamkeit auf „Zwischen-Räume und Zwischen-Verhältnisse“ (S. 9), auf ihre historische Kontextualisierung hin befragt werden. Die Erklärung für den Sichtwechsel liegt zwar v.a. in der „Gefahr von Theorieimporten“ (ebd.), aber ebenso in dem Anspruch, einer kontraproduktiven Isolierung vorzubeugen und Schnittstellen von Kulturwissenschaften und Cultural Studies nachzuweisen. Die Beiträge, die einer thematischen oder zeitgeschichtlichen Typologisierung Widerstand leisten, erarbeiten aufgrund der drei zentralen Aspekte der kulturalen Wende die Modi sozialhistorisch bedingter und gleichzeitig selbstreflexiver Wahrnehmungen und Produktionsweisen von „symbolischen Formen und kulturellen Praktiken“ (S. 8), die sich jeweils einem breiteren gesellschaftlichen und wissenschaftsgeschichtlichen Kontext zuordnen lassen.

Die spezifische Formierung des Subjekt-Objekt-Verhältnisses erfasst *Rolf Linder* in der Prozessualität von „Erfahrungswissen“ (S. 12), wobei der anthropologische Kulturbegriff in den „Gründungstexten der Cultural Studies“ (ebd.) von Richard Hoggart und Raymond Williams als Mittel zur Erweiterung und Modernisierung des Kanons durch eine neuartige Perspektivierung des Gegenstands verstanden wird. Die Dialogizität und Polyphonie im Prozess der Gegenstandsbestimmung, die hier in erster Linie vor dem biografischen Hintergrund der Theoretiker dargestellt werden, greift *Christoph Brechts* vergleichende Untersuchung von Robert Musils Essayistik und dem „Mann ohne Eigenschaften“ mit einer ähnlich akzen-

tuierten Verbindung von sozialem Umfeld und kultureller Aktivität auf. Die Präsenz kulturanthropologischer Überlegungen in den Essays bringt das „Wechselspiel zwischen einer *Autopoetik der Artefakte* und einer *Heteropoetik der Subjekte*“ (S. 36) zum Vorschein, indem die kulturelle Sphäre als Eingrenzung des Möglichen durch einen äußerlichen „Repräsentationszwang“ (S. 35) erkannt wird, gleichzeitig aber eine affektive, subjektive Multiplizierung und Durchquerung der symbolischen Oberfläche erlaubt. In den Roman gewendet wird eine Art Medialisierung anschaulich, wobei die „Auseinandersetzung mit der kulturellen Dimension“ (S. 45) des Textes erst durch die Zusammenschau von repräsentativen, symbolischen und selbstreflexiven Ausdrucksformen denkbar ist – „Kultur wird Text, wo auf Kulturtheorie verzichtet wird“ (S. 42).

Die raumzeitliche Dimensionierung des Gegenstands kehrt in den folgenden drei Aufsätzen über die Raumkonstrukte in Form von Ereignishaftigkeit und Materialität zurück. Die von *John Borneman* angeführten Beispiele aus der Sozialanthropologie stellen neue Zugänge zur Bestimmung der Relation von Geschichte und Kultur vor, indem die scheinbare Ereignislosigkeit und Statik der anthropologischen Befunde von dem staatlich verordneten Prozess der „Auslöschung von Gedächtnis“ (S. 51) her beleuchtet wird. Der Einblick in die Disposition von offiziellen und subjektiven Erinnerungen in Marokko und Java zeigt sich in der Beziehung vom „öffentlichen und privaten Bereich“ (S. 76) in *David Frisbys* Beitrag über Georg Simmels Essay „Die Großstädte und das Geistesleben“

wieder. Die Situierung des Essays unter den thematisch verwandten Schriften Simmels rückt insbesondere die Rolle von kapitalistischer Produktion und Sachkultur in den Vordergrund und stellt das großstädtische Nervenleben durch den Hinweis auf den „dramatischen Anstieg der objektiven Kultur“ (S. 83) in den umfassenden Zusammenhang von materiellen Repräsentationstechniken. Eine frühere Phase der Entstehung der von Simmel dargelegten „Interaktionsnetzwerke“ (S. 81) wird in *Karin Wilhelms* Aufsatz über die theoretische Arbeit des Wiener Architekten Camillo Sitte dargestellt. Auf das Verschwinden der „Raumzeichen der Gemeinschaft“ (S. 98) durch Industrialisierung und architektonischen Funktionalismus arbeitet Sittes Stadtentwurf mit der imaginativ und somit therapeutisch wirksamen Resemantisierung der Räume, wodurch der „Funktionsverlust der Stadt als eines gemeinschaftlichen Handlungsraumes“ (S. 101) behoben werden könnte. Die emotive und malerische Stadtkomposition sollte demnach mit den Erinnerungsbildern und der „Seh-Lust des modernen Städters“ (S. 104) korrelieren und auf diese Weise mit der Wahrnehmung von zeitlichen und räumlichen Ordnungsmustern einhergehen.

Mit einem bescheideneren Anspruch als Sitte mit der Idee der glückbringenden Stadt tritt die Übersetzerin und Herausgeberin Marie Herzfeld auf. In *Ursula Renners* Studie werden mit Rückgriff auf die von den Cultural Studies propagierte Öffnung „auf randständige Gruppen, Textsorten, populäre kulturelle Ausdrucksformen“ (S. 113) die Stadien von Herzfelds Arbeit nach dem Motto

„Ethos des Präsentierens und Vermittelns“ (S. 115) aufgezeigt. Herzfelds kommentierte Quellenausgaben zur italienischen Kultur waren von dem Vorhaben geführt, das fremde kulturelle Leben in seiner Vielfalt mit der „eigenen Alltagswirklichkeit oder den eigenen Phantasien“ (S. 123) der Leser zu verbinden und in der Folge „den Blick auf kulturelle Gegenstände“ zu schärfen. Die Herausstellung von Gemeinsamkeiten und die „Aufmerksamkeit für die heterogenen Details“ (S. 126) sind somit gleichzeitig am Werk in Herzfelds Herausgeber Tätigkeit und geben en miniature einen Einblick in die „Wissenschaftsvermittlung und -popularisierung“ (S. 150), die in *Günther Sanders* Aufsatz über den Kultur- und Naturbegriff des Austromarxismus im Spannungsfeld von Kultur und Politik erörtert wird.

Der besondere Wert dieser abschließenden Studie liegt – wie der von Brecht und Renner – v.a. in der Modellierung einer umfassenden, interdisziplinär orientierten wissenschaftsgeschichtlichen Untersuchung: Brecht, Renner und Sander entwerfen kulturwissenschaftliche Arbeitsmethoden, die die von dem Vorwort und auch von den weiteren Beiträgen erweckten Erwartungen einzulösen imstande sind, indem sie „synchrone und diachrone Überschneidungen, Gleichzeitigkeiten und Wechselbeziehungen“ (S. 10) im raumzeitlichen Kontext ebenso wie in Hinblick auf ihren Stellenwert im kulturwissenschaftlichen Denken vor den Augen führen.

Amália Kerekes (Budapest)

Péteri, Attila: Abtönungspartikeln im deutsch-ungarischen Sprachvergleich. Budapest: Eötvös Loránd Tudományegyetem Bölcsészettudományi Kara Doktori Tanácsa, 2002 (= Asteriskos. Eötvös Loránd Tudományegyetem Bölcsészdoktori értekezések 5). 279 S.

Die Fachliteratur über die deutschen Modal/Abtönungspartikeln hat seit den 70er Jahren des letzten Jahrhunderts die germanistische Linguistik um viele wertvolle Untersuchungen bereichert; die Partikelforschung hat auch zu kontrastiven Untersuchungen geführt und einige einschlägige monographische Arbeiten hervorgebracht. Es war also zu erwarten, dass früher oder später Modalpartikeln auch in deutsch-ungarischer Relation untersucht werden. Nun liegt das Ergebnis vor: Attila Péteri hat die Partikeln der beiden Sprachen systematisch beschrieben und miteinander verglichen. Sein Beitrag zur Partikelforschung ist umso interessanter, als er in seiner als Dissertation eingereichten Arbeit die Partikelsysteme zweier Sprachen miteinander vergleicht, die weder genetisch noch typologisch miteinander verwandt sind.

Péteri geht von klar umrissenen Grundannahmen aus, dazu gehört zu allererst sein klar formulierter Standpunkt in Bezug auf die Terminologie, wonach diese Sprachzeichen nicht in den Bereich der Modalität gehören, folglich bezeichnet er sie nicht als Modal- sondern als Abtönungspartikeln (AP). Mit ebenso fester Überzeugung widersteht Péteri der Versuchung, eine gängige *kontrastive* Analyse der deutschen und ungarischen AP zu geben, er sucht also nicht nach Übersetzungsäquivalenten deutscher AP in der ungarischen Sprache, sondern *konfrontiert* die Abtönungspartikelsysteme der zwei

Sprachen. Dementsprechend sucht er nach lexikalischen Mitteln in den zwei Sprachen, die die gleiche kommunikative Funktion erfüllen: die Signalisierung der Sprechereinstellung in der jeweiligen Sprache. Diese ziemlich abstrakte Funktion musste so definiert werden, dass die Kriterien, die diese Funktion konstituieren, eine verlässliche Vergleichsgrundlage bieten. Péteri wählt zu diesem Zweck eine funktional-semantische Beschreibung der AP im Rahmen der Sprechakttheorie. So ungewöhnlich dieses Herangehen in der gegenwärtigen Partikelforschung auch erscheinen mag, bietet es wohl das einzig adäquate *tertium comparationis* bei typologisch so unterschiedlichen Sprachen wie dem Deutschen und dem Ungarischen. Umso mehr, da für das Ungarische die im Deutschen angemessenen morphosyntaktischen Kriterien (z.B. das ‚Mittelfeld-Kriterium‘) nicht relevant sind. Die Ausführung der Analyse wurde auch durch den Umstand erschwert, dass AP in der ungarischen Linguistik bis jetzt noch kaum untersucht und als selbständige Wortart nicht bzw. nur in Ansätzen abgedeckt sind.

Die semantische Beschreibung der AP führt Péteri im Rahmen der Sprechakttheorie durch, indem er danach fragt, auf welcher sprachlichen Ebene AP eigentlich wirken. Die Antwort findet er in dem von Rudi Keller entlehnten und nun auf die AP-Semantik adaptierten Begriff der ‚Kollokution‘. Die Hand-

lung, durch die der Sprecher seine Haltung zum Ausdruck bringt bzw. durch die er seine Proposition mit den Elementen der Sprechsituation ins Verhältnis setzt, nennt auch Péteri ‚kollokutionären Akt‘; dieser sei nach ihm Teil der Illokution und gelte mit dieser zusammen als Begleiter des propositionalen Aktes. Péteri arbeitet also mit einer um die Kollokution ergänzten Sprechakttheorie und folglich mit einem pragmatischen Bedeutungsbegriff. Er unterscheidet ‚propositionale‘, ‚illokutive‘ und ‚kollokutive‘ Bedeutung (S. 66), bei der Beschreibung der AP strebt er nach der Erschließung der sog. kollokutiven Bedeutung. Die Verschiebung der propositionalen Bedeutung in den kollokutionären Bereich verläuft nach Péteri parallel mit der Grammatikalisierung des Sprachzeichens zu einer AP.

Auf die Absteckung des theoretischen Rahmens in den Kapiteln 1-3 (S. 9-81) folgt in Kapitel 4 (S. 82-135) die semantische Einzelbeschreibung der zentralen Gruppe der deutschen AP (*ja, doch, eben, halt, einfach, mal, ruhig, denn, eigentlich, etwa, auch, wohl, bloß, nur, schon, aber, vielleicht*), vorwiegend anhand der deutschen Fachliteratur, aber entsprechend den Zielsetzungen der Arbeit, d.h. unter Berücksichtigung von Illokution, Proposition und Kollokution interpretiert. Allerdings lässt sich selbst in einer so eindeutig pragmatisch ausgerichteten Partikelbeschreibung der Begriff der ‚übergreifenden Bedeutung‘ des Sprachzeichens (d.h. die gemeinsame Bedeutung der AP und ihres Homonyms) nicht vermeiden, so dass in den meisten Partikelbeschreibungen von Péteri diese auch formuliert wird. Die

semantischen Einzelbeschreibungen der Partikeln sind sehr sorgfältig zusammengestellt, unterschiedliche Auffassungen der Fachliteratur über die jeweilige AP werden thematisiert und reflektiert. Einige seiner Feststellungen können allerdings im Lichte der bisherigen Ergebnisse der germanistischen Partikelforschung diskutabel sein: Es ist z.B. nicht ohne Weiteres einzusehen, wieso ein Ausrufesatz mit *aber* (*Du hast aber einen Bart!*) nicht eindeutig zu dem als expressiv bezeichneten Illokutionstyp gehört (S. 133). Vom expressiven Illokutionstyp behauptet der Verfasser, dass er im Deutschen keine AP erlaubt (S. 86); dies scheint jedoch bei *aber* nicht der Fall zu sein. *Aber* wird nämlich in der Fachliteratur gerade in Ausrufen als AP identifiziert. Auch bei der Interpretation der Fachliteratur über *doch* kann ich Péteri nicht zustimmen, wenn er meint: „Im heutigen Deutsch ist die adversative Komponente, die Gegensätzlichkeit, die Gegenüberstellung im Falle der AP schwieriger zu ermitteln. Neben der adversativen Komponente fühlt man nämlich oft auch eine positive, zustimmende Komponente, wie auch bei *ja*.“ Dem auf diese Sätze folgenden Zitat von Doherty („[...] dass sich der Sprecher mit *doch* auf eine seiner positiven Einstellung entgegengesetzte epistemische Einstellung bezieht“) ist, meines Erachtens, diese positive, zustimmende Komponente von *doch* nicht zu entnehmen (S. 94).

Während Péteri bei der Beschreibung der deutschen AP auf reichliche Fachliteratur bauen konnte, betrat er mit diesem Anspruch in der ungarischen Sprachwissenschaft eine terra incognita.

In Kapitel 5 versucht er also die Problematik der AP in die ungarische Forschungstradition einzuordnen. Die bei ihm als AP ausgewiesenen Wörter waren bis jetzt in den ungarischen Grammatiken unter den Modalwörtern erwähnt, Péteri erachtet sie aber auch hier folgerichtig als Sprachzeichen, die nicht im Bereich der Modalität zu beschreiben sind. Seine Auffassung begründet er hier mit der These, dass, während subjektive Modalität einen engen Propositionsbezug zeigt, die AP eher einen engen Situationsbezug aufweisen (S. 149). Sein Anliegen ist es in diesem Sinne, AP von den Modalwörtern abzugrenzen und als selbständige Wortart zu definieren. Diese Wortart bezeichnet Péteri im Einklang mit der neuen ungarischen Grammatik „Magyar grammatika“ von Borbála Keszler (2000) als ‚áryaló partikula‘. Dabei verließ er sich auf seine muttersprachliche Kompetenz und auf sein Sprachgefühl (vgl. S. 82) und vor allem auf seine Auswertung eines selbständig zusammengestellten Korpus mit Texten aus der ungarischen Gegenwartsprosa. Die Beschreibung des ungarischen Abtönungspartikelsystems erfolgt nach Péteris deklariertes Absicht „aufgrund der gleichen theoretischen Basis“ (S. 166) wie die der deutschen AP.

Die von Péteri für das Ungarische postulierten AP sind *is*, *hiszen*, *persze*, *bezzeg*, *egyszerűen*, *ugyan*, *aztán*, *ám*, *még*, *már*, *végre*, *csak*, *hát*, *vajon*, *ugye*. Die semantischen Einzelbeschreibungen der ungarischen AP (Kapitel 6, S. 165-220) unterscheiden sich von denen der deutschen allein darin, dass Péteri hier öfter auf die Übergangsformen und auf Übersetzungsprobleme eingeht, z.B. bei der Beschreibung von *is*, wo er auch

über die Gradpartikel schreibt (170 ff.) und bei *hiszen*, wo die Funktionen des Sprachzeichens im Gegenwartsungarisch zwischen Konjunktion und AP oszillieren (S. 180). Die semantischen Einzelanalysen enthalten sehr viele gute Beobachtungen über die in der ungarischen Fachliteratur bis jetzt nicht definierten „Redeteilchen“, so dass Péteris Beschreibungen sicherlich für jede weitere ungarische Partikelforschung grundlegend sind.

In Kapitel 7 (S. 221-228) wertet Péteri seine Forschungsergebnisse über den Vergleich des deutschen und des ungarischen AP-Systems aus und kommt dabei zu folgenden Feststellungen:

1. Die Klasse der ungarischen AP ist wesentlich heterogener als die der deutschen, es gibt mehr Übergangsfälle, in denen sich die Funktion der AP von der ihres Spenderlexems noch nicht klar abgesondert hat. Auch das syntaktische Verhalten einiger ungarischer AP zeigt Unterschiede im Vergleich zu den deutschen AP. Während AP im Deutschen auf das Mittelfeld des Satzes beschränkt sind, können manche ungarische AP (z.B. *hiszen*) auch am Satzanfang stehen. Die Erklärung dafür findet Péteri nicht allein in der unterschiedlichen syntaktischen Struktur der zwei Sprachen, sondern auch im unterschiedlichen Grad der Grammatikalisierung der Sprachzeichen. Die besser grammatikalisierten ungarischen AP befinden sich nach Péteri nicht am Satzanfang, sondern in der unmittelbaren Nähe des *verbum finitum*.

2. Die Klasse der ungarischen AP ist wesentlich offener als die der deutschen. Dies folgt aus den Übergangsfällen und aus den gerade erst sich herausbildenden Kriterien für die Abgrenzung der

Wortart in der ungarischen Grammatikforschung. Dies ist wahrscheinlich der Grund dafür, dass Péteri in seiner Arbeit mit 15 ungarischen AP rechnet, während in „Magyar grammatika“ 26 Wörter als AP vorgeschlagen werden, von denen aber nur 7 auch bei Péteri vorkommen. 3. Gemeinsam ist aber beiden Sprachen, dass die AP im kollokutionären Bereich wirken und im Laufe einer Grammatikalisierung entstanden sind; auch die Spenderlexeme zeigen Gemeinsamkeiten (Adverbien, Konjunktionen, Satzäquivalente, Adjektive).

Péteris Partikel-Monographie ist eine wertvolle Arbeit eines in der Fachliteratur ausgezeichnet bewanderten Verfas-

sers, der eine gut durchdachte eigene Konzeption entwickelt und seine Analysen konsequent durchgeführt hat. Ein besonderes Verdienst von Péteri ist, dass er sich nicht mit Belegen aus der Fachliteratur oder aus Partikelwörterbüchern zufrieden gab, sondern in beiden Sprachen ein eigenes Korpus zusammengestellt und in diesen nach AP recherchiert hat. Die in seiner Arbeit gewonnenen Erkenntnisse werden sicherlich für die Partikelforschung im Allgemeinen, vor allem aber für die ungarische AP-Forschung aufschlussreich sein.

Anna Molnár (Debrecen)

Simanowski, Roberto (Red.): Text + Kritik. Zeitschrift für Literatur. H. 152, Digitale Literatur, Oktober 2001. München 2001. 137 S.
Schmidt-Bergmann, Hansgeorg; Liesegang, Torsten (Hg.): Liter@tur. Computer-Literatur-Internet. Bielefeld: Aisthesis, 2001. 186 S.
Simanowski, Roberto: Literatur.digital. Formen und Wege einer neuen Literatur. München: Deutscher Taschenbuchverlag, 2002. 194 S.

Die größte Herausforderung, mit denen sich die Literatur in den letzten Jahrzehnten konfrontiert sieht, ist ihr neues mediales Umfeld. Dieses führt zu einer Verschiebung der Kommunikationsverhältnisse und zur weiteren Marginalisierung traditioneller literarischer Bildung. Mit der multimedialen Einbindung digitaler Schrift hat auch die Literaturwissenschaft ein neues Millennium begonnen. Seit dem Jahr 2000 beschäftigen sich Dissertationen und Symposien mit Hyperfiktion, interaktiver Narration oder einer neuen Stellung der Autoren. Immer mehr Veröffentlichungen erfolgen inzwischen auch in renommierten Zeitschriften und Verlagen.

Das 152. Heft von „Text + Kritik“ wurde von *Roberto Simanowski* redigiert, der mit www.dichtung-digital.de zum wichtigsten Kritiker einer neuen Literatur geworden ist. Simanowski weiß nicht nur über die Technologie des Web Bescheid, er hat auch einen hervorragenden Überblick über die nur schwer zu überschauenden neuesten Veröffentlichungen. Seine kritischen Kommentare entwirren das Knäuel miteinander vernetzter Termini, erhellen dunkle Begriffe und klären über Sinn und Unsinn der neuen Literaturform auf. Was Simanowski schreibt, können auch Germanisten akzeptieren, die dem neuen Medium mit Skepsis begegnen.

Schon der Titel dieses Heftes ist ein Ergebnis reflektierter Begriffsdifferenzierung: „Digitale Literatur“ meint nicht nur „Netzliteratur“, „Hypertext“ und „Hypermedia“. Er bietet einen „tragfähigen Dachbegriff“, der eine Medienspezifität benennt, die in ihren technischen Möglichkeiten liegt (S. 4). „Digital“ ist eine elektronische Schrift, die durch Computer auf Bildschirmen lesbar wird; durch den gemeinsamen Code wird sie multimedial. Die *neue* Ästhetik digitaler Literatur beruht auf der technischen Möglichkeit direkter Teilhabe (Interaktivität), der Verknüpfung mit Bild, Ton oder Film (Intermedialität) sowie auf der Dynamisierung von Text und Bildern (Inszenierung).

In der Einleitung von „*Text + Kritik*“ widmet sich Simanowski vier Formen veränderter „Autorschaften“ (S. 3-21). Er relativiert, dass die Leser von Hypertexten zu ihren Mitproduzenten werden: Es lauere oft nur die Gefahr semantischer Orientierungslosigkeit bzw. eines zentrifugalen Lesens, wodurch Autorschaft des ‚Users‘ unmöglich gemacht wird: Wahlmöglichkeiten seien vom Programmierer gelegt und die Links gezählt. Der semantische Pluralismus verstellt eher die Phantasien der Leser. Durch Verlinkung wird eine „mechanische Intertextualität installiert; die sowohl die äußeren Anschlussmöglichkeiten begrenzt, wie sie die inneren Assoziationsgänge der Leser im drängenden Klick-Gestus ihrer Lektüre zu überlagern droht“ (S. 11).

Eine zweite Form neuer Autorschaft – Textgenerierung durch Computerprogramme – verzichtet ganz bewusst auf menschliche Sinnstiftung. Auch hier ent-

steht das Problem der Lesbarkeit, welche die meisten Leser durchaus weiterhin erwarten würden. Kollaborativen bzw. Mitschreibeprojekten, einer dritten Form – der Autor erscheint „als Initiator“ – aber fehle meist die überzeugende Ästhetik. Am ergiebigsten erscheine die letzte und vierte Form: der „Autor als Designer“. Es gäbe inzwischen auch semantisch überzeugende Visualisierungen literarischer Texte, die freilich multimediale Kompetenzen voraussetzen würden.

Simanowski hat an diesem Heft deutsche Spezialisten wie Friedrich Wilhelm Block, Florian Cramer, Christiane Heibach, Karin Wenz und Uwe Wirth beteiligt, die auch auf Webseiten wie www.netzliteratur.net/ oder www.cyberfiction.ch/essays.html zu finden sind. Zu Beginn vertritt der Amerikaner *Robert Coover* die These, dass der Text die traditionelle Quelle von Inhalt und Bedeutung bleibe und auch im neuen Jahrtausend unsere Vorstellungskraft erweitern kann. (S. 30) Als Pionier der *literarischen* Postmoderne ist Coover kein Freund von Multimedia. Das „multilineare, hypertextuelle Netzwerk der Textträume“ hält er für den originellsten Beitrag des Computers zur Entwicklung der Ästhetik (S. 29), weil es auf der Schriftkultur basiert.

Christiane Heibach plädiert demgegenüber für eine Veränderung unseres Wahrnehmungs- und Handlungsverhaltens („Ins Universum der digitalen Literatur“, S. 31-42). Sie erklärt die Ästhetik multimedialer Computerliteratur aus der Technik der Oszillation, welche die Dynamisierung von Text und Bild sowie Transformationen zwischen unterschiedlichen Zeichensystemen ermögliche.

Schwer Verständliches macht sie anschaulich, zum Beispiel wie miteinander verkoppelte „hypermediale Generierungen“ erfolgen und Texttransformationen in das Zentrum der Lektüre rücken. Heibach entwirft das Programm einer neuen Epistemologie, das auf Kritik stoßen wird, weil der Maschine Computer eine allzu große Rolle überantwortet wird.

Empirisch gesichert ist die „Lese(r) reise“, die *Karin Wenz* unternimmt. „Moving text into e-space“ (S. 43-53) ist eine Untersuchung des Leserverhaltens und der Navigationsstrategien im Umgang mit Hypertext, welche die Ergebnisse der Gestalttheorie bestätigt: Hypertextleser bestehen aus ähnlichen Typen, die auch im Umgang mit anderen Medien festzustellen sind. Es gibt die Zapper/Browser, die neugierigen Erkunder und die (noch unerfahrenen) User, welche das Leseverhalten von gedruckten Texten auf Hypertexte zu übertragen versuchen.

Für *Uwe Wirth* bedeutet der „Tod des Autors“ die „Geburt des Editors“. Am plausibelsten scheint diese These für kollaborative Projekte, an denen viele „Mitschreiber“ beteiligt sind. Hier übernimmt ihr Initiator, Moderator oder Administrator – wohl am ehesten der ursprüngliche „Autor“ – das „editoriale Framing“ (S. 59 ff.).

Einem ganz anderen Thema widmet sich *Michel Chaouli*, nämlich den Möglichkeiten der Archivierung im Cyberspace. Da die Spezifik von Online-Literatur in der „permanenten Mutabilität“ ihrer Datenbestände bestehe, entstehe das Problem, inwiefern digitale Kommunikation mit Archivierung verträglich

ist. Durch Ausdrucken, Herunterladen oder Verschicken stütze der User das neue Medium im Grunde so zurecht, dass es sich wie das alte verhält: Er versuche den Daten ihre verlorengegangene Permanenz zurückzugeben. Chaouli stellt die Frage, inwiefern es Literatur verkrafte, wenn ihre Schrift an materieller Permanenz einbüßt.

Historisch angelegt ist ein Beitrag, der den Dialog zwischen Autor und Leser und das Spiel mit Textstrukturen schon lange zu den ästhetischen Instrumentarien der Literatur gehören sieht. Ähnlich wie Simanowski bezweifelt *Kurt Fendt*, der über „Offene Texte und Nicht-Lineares Lesen“ promoviert hat, ob Hypertext-Leser schon zu „Mitautoren“ werden, wenn sie die vorgegebenen Sinnzusammenhänge rekonstruieren. (S. 98)

Friedrich W. Block beschäftigt sich mit dem Zusammenhang zwischen der technologischen und der ästhetischen Seite digitaler Literatur. Programmatische Begriffe wie Materialität, Interaktivität oder Intermedialität würden zeigen, dass diese Dichtung der experimentellen Literatur entstamme, dabei habe sie diese aber beträchtlich erweitert. Der ‚Hype‘ des neuen Mediums sei die alphanumerische Codierung, die auch neue künstlerische Möglichkeiten eröffne.

Noch avantgardistischer wird es bei *Florian Cramer*, der Literaturwissenschaftler und Programmierer ist. In „submerge {my S/enses; ASCII Art, Rekursion, Lyrik in Programmiersprachen“ vertritt er eine experimentelle Poetologie, die nicht mehr Inhalte präsentieren, sondern über Sprachmaterial reflektieren will. Die neuen Autoren seien die Programmierer, die ihre Texte

ganz unabhängig von den Traditionen der experimentellen Literatur entwickelt hätten (S. 112). Die ‚wirklich neue‘ Literatur sei auch überhaupt nicht auf Bildschirmen zu lesen, sondern beruhe auf den dahinter stehenden Sprachzeichen, den Kontaminationen mit natürlicher Sprache und dem Textcode von Netzprotokollen. Um die Literatur der Zukunft lesen zu können, müsse man Computersprachen lernen.

Bei allem Respekt vor Programmierkenntnissen – ihr Fehlen erklärt aber wohl noch nicht wirklich, „warum es zu wenig interessante Computernetzdichtung gibt“, wie Cramer im zweiten hier besprochenen Buch „*Liter@tur. Computer – Literatur – Internet*“ behauptet. Der von Torsten Liesgang und Hansgeorg Schmidt-Bergmann herausgegebene Band präsentiert die Beiträge einer Tagung im Literaturmuseum am Oberrhein, auf der die ästhetischen Dimensionen der neuen Literatur in Beziehung zum ‚Aufschreibesystem‘ Computer und den neuen Kommunikationsformen im Internet untersucht wurden (S. 7).

Neben Cramer sind vier weitere Autoren beteiligt. Reinhard Döhl bezieht sich auf die ästhetischen Neuerungen der experimentellen Literatur der fünfziger und sechziger Jahre, an denen er selbst beteiligt war. Er nutzt das Internet, um vom offiziellen Kulturbetrieb kaum wahrgenommene Arbeiten in Erinnerung zu bringen. Er verwendet den Computer heute aber auch, um seine Literatur technisch wesentlich weiterzuführen. (www.reinhard-doehl.de/)

Erich Maas bietet sehr informative Ein- und Ausblicke über „Verlage,

Literatur, erweiterte und neue Publikationsformen und Vertrieb im WWW“. Heiko Idensens steuert Reflexionen bei, die nicht wesentlich über ältere seiner Veröffentlichungen hinausgehen und mit Recht etwas umstritten sind. (Vgl. <http://www.hyperdis.de/>) Den grundlegendsten Beitrag bietet aber auch hier Roberto Simanowski.

In „Interactive Fiction und Software-Narration. Begriff und Bewertung digitaler Literatur“ klärt der Online-Kritiker über eine Reihe oft missverständlicher Begriffe auf. Simanowski begründet, warum ästhetische Kriterien für diese Dichtung ausstehen und wie sie gewonnen werden können: Da Literaturkritiker und Literaturwissenschaftler den Computer meist nur als Schreibmaschine nutzen, können elaborierte Bewertungskriterien nur von den Autoren selbst bzw. im Rahmen entsprechender Wettbewerbe gefunden werden.

Genau dazu versucht das dritte hier besprochene Buch beizutragen, das wiederum von Simanowski herausgegeben wurde. Der im Deutschen Taschenbuchverlag erschienene Band „*Literatur.digital. Formen und Wege einer neuen Literatur*“ ist auch deshalb bemerkenswert, weil die großen Verlage die neue Dichtung bisher ignoriert haben. Nach Beat Sutere und Michael Böhlens „*Hyperfiction. Hyperliterarisches Lesebuch: Internet und Literatur*“, 1999 bei Stroemfeld erschienen, ist dies die zweite Buchveröffentlichung, die mit einer entsprechenden CD-ROM ausgestattet ist.

„Literatur.digital“ präsentiert die Ergebnisse eines Wettbewerbs (Vgl. www.t-online.de/literaturpreis/), der zu einer wesentlichen Ausdifferenzierung

der ästhetischen Kriterien beigetragen hat. Die Bewertungen der Jury werden offengelegt, die Arbeiten von Preisträgern und Nominierten kurz, aber grundlegend beschrieben.

In einem einführenden Text wiederholt *Simanowski* Grundbegriffe wie Hypertext, Multimedia oder Netzliteratur, setzt sich aber auch mit den erwähnten Positionen Florian Cramers auseinander. Programmiertexte seien wichtig, weil sie digitalen Medien zugrunde lägen, es komme aber weiterhin auf die wahrnehmbaren Effekte der Bildschirmoberflächen an. (S. 20) Für künstlerische Arbeiten biete sich der Sammelbegriff ‚Interfictions‘ an, denn er mache die Nähe zur Narration deutlich, unterscheide sich aber von den „Installationen“ der Netzkunst. (S. 21) „Interfictions. Vom Schreiben im Netz“ heißt auch die neueste Veröffentlichung *Simanowski*s, die noch Ende 2002 bei Suhrkamp erschienen ist.

Die fünf Aufsätze und vier Interviews, welche dieses Taschenbuch enthält, wenden sich nicht nur an Literatur- und Medienwissenschaftler, sondern versuchen auch Verlage und Schulen auf die neue Literatur aufmerksam zu machen. *Jürgen Daiber*, Literaturwissenschaftler und Schriftsteller, hatte mit „Der Trost der Bilder“ (<http://pweb.de.uu.net/jocmet/pegasus98/#>) selbst schon einmal einen Internet-Literaturpreis gewonnen. Sein Versuch, den „medialen Mehrwert digitaler Literatur“ zu bestimmen, lässt sich in drei sehr überzeugenden Thesen zusammenfassen: 1. Auch interaktive Literatur basiert auf der schöpferischen Kompetenz ihres Autors, in dessen Händen ihr ‚Bau‘ bleibt (98 f.).

2. Auch die Lektüre von Hypertexten erfolgt linear; es kommt auf ein „ausbalanciertes Wechselspiel zwischen nicht-linearer, kontingenter und linearer, kohärenter Informationsaufbereitung an“ (S. 102). 3. Multimedialität beruht auf der kreativen Koexistenz unterschiedlicher Medien und besteht aus deren wechselseitigen Deutung und semantischen Erweiterung. (S. 108 f.)

Praktiker wie *Daiber* haben zur Spezifik des neuen Mediums sichtlich Genaueres mitzuteilen als mancher Theoretiker, der sich von faszinierenden Spekulationen hinreißen lässt. Das bestätigen auch die Statements der Wettbewerbsteilnehmer (S. 132-136), die abschließend summiert werden sollen: Die Lektüre digitaler Literatur muss ganz offensichtlich noch erlernt werden. Ihre Multimedialität verlangt Arbeitsteilung, aber auch eine gemeinsame Dramaturgie und Regie. Schließlich müssen unterschiedliche Medien und ihre Gesamtzusammenhänge ver- und entschlüsselt werden. Weil das neue Medium ganz wesentlich von seinen neuen technischen Möglichkeiten bestimmt wird, sind ästhetische Formgebung und Kritik besonders gefordert. Unreflektiert gesetzte Links zerbrechen zum Beispiel nur die Kohärenz; die Gefahr purer Spielereien oder der Ästhetisierung von Bedeutungslosem ist stets gegeben.

Neben ästhetischer Innovation, überzeugender Multimedialität und Bildschirmästhetik war eine sinnvolle Linksemantik wie die sprachliche Qualität für die Bewertung der Wettbewerbsbeiträge entscheidend. Ähnliche Aspekte dürften für literaturwissenschaftliche Untersuchungen wichtig sein, für die

das neue Medium ohne Zweifel eine Herausforderung darstellt. Wenn sich Literatur in die multimediale Umgebung eines ‚interaktiven Kinos‘ begibt, muss sich die Literaturwissenschaft zu einer

multimedialen Kulturwissenschaft entwickeln, sich aber auf ihre philologische Kompetenz stützen.

Andreas Herzog (Budapest/Leipzig)

Stanzel, Franz K.: Unterwegs – Erzähltheorie für Leser. Ausgewählte Schriften mit einer bio-bibliographischen Einleitung und einem Appendix von Dorrit Cohn. Mit 5 Abbildungen. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2002. 398 S.

Es könnte der Gedanke an Franz K. Stanzel gewesen sein, der Umberto Eco zu der Vermutung gelangen ließ, dass Autoren Zeit ihres Lebens unter verschiedenen Titeln eigentlich immer das gleiche Buch schreiben. Seit einem halben Jahrhundert ist Stanzel mittlerweile damit beschäftigt, die Grundideen seiner 1955 erschienenen Untersuchung „Die typischen Erzählsituationen im Roman“ auszuarbeiten. In vielen Aufsätzen und den Monographien „Typische Formen des Romans“ von 1962 sowie „Theorie des Erzählens“ von 1979 hat Stanzel seinen narratologischen Ansatz kontinuierlich weiterentwickelt; dem konzeptionellen Kern seiner „Typischen Erzählsituationen“ ist er aber bis heute treu geblieben. Ein eindrucksvolles Zeugnis dieser Beharrlichkeit ist auch Stanzels jüngstes Buch, die Aufsatzsammlung „Unterwegs – Erzähltheorie für Leser“. Die Beständigkeit der Stanzelschen Sicht auf die Analyse literarischer Narration zeigt sich dabei nicht allein in den 17 Aufsätzen aus 50 Jahren, die den Hauptteil des Bandes bilden (S. 111-364). In einem umfangreichen Rückblick auf die Evolution seiner narratologischen Positionen unternimmt Stanzel

einleitend selbst den Versuch, die Idee von Erzähltheorie herauszuarbeiten, für die er seit einem halben Jahrhundert eintritt (S. 9-109).

Thematisch lassen sich die Aufsätze in „Unterwegs“ vier Gruppen zuordnen: Der Band versammelt erstens eine Reihe von Beiträgen, die Vorarbeiten, Nachträge und Ergänzungen zu Stanzels „Theorie des Erzählens“ darstellen. Dieser Klasse von Texten sind Aufsätze zuzurechnen wie die Studie „Zur Konstituierung der typischen Erzählsituationen“ (1976), die anschaulich machen, wie Stanzel seinen Ansatz der 50er und 60er Jahre in die Erzähltheorie umgestaltet hat, an der er noch immer festhält. Zu dieser ersten Gruppe gehören ferner Betrachtungen zu einzelnen Aspekten des Stanzelschen Modells wie „Teller-Characters and Reflector-Characters in Narrative Theory“ (1981) oder Stellungnahmen zur Rezeption und Diskussion seiner Theorie wie „A Low-Structuralist at Bay?“ (1990). Die Schriftenauswahl umfasst zweitens einige Untersuchungen zu Fragen, die in Stanzels Büchern nicht oder nur am Rande in den Blick genommen werden. Diese Gruppe besteht einerseits aus Reflexionen zur

linguistischen Analyse narrativer Texte, beispielsweise zum Tempus-Problem oder zu den Techniken der Rede- und Gedankenwiedergabe in der Epik; zu dieser Klasse sind andererseits aber auch verschiedene Aufsätze zu zählen, in denen Stanzel zu erkunden versucht, wie sein narratologischer Ansatz weitergeführt und etwa mit rezeptionstheoretischen Überlegungen verknüpft werden kann. Wiederzuentdecken sind in „Unterwegs“ z.B. Stanzels berühmter Beitrag zu der von Käte Hamburger losgetretenen Kontroverse über das ‚epische Präteritum‘ („Episches Praeteritum, erlebte Rede, historisches Praesens“, 1959) oder seine anregende Untersuchung der Rezipientenaktivitäten bei der Deutung von Texten („Die Komplementärgeschichte. Entwurf einer leserorientierten Romantheorie“, 1977). Aufgenommen hat Stanzel in seine Aufsatzsammlung drittens eine Gruppe von Arbeiten, in denen er seinen Ansatz in der Praxis zu erproben versucht – sei es als Hilfsmittel für die Interpretation einzelner literarischer Werke wie in dem Beitrag „Wandlungen und Verwandlungen eines Lügners. „The Liar‘ von Henry James“ (1986) oder als Bezugsrahmen für die Analyse literarhistorischer Entwicklungen wie in dem Aufsatz „Wandlungen des narrativen Diskurses in der Moderne“ (1981). Viertens schließlich enthält „Unterwegs“ mehrere metatheoretische Texte, Rekonstruktionen zur historischen Entwicklung der Narratologie und Reflexionen zu ihrem konzeptionellen Zuschnitt. In „Probleme der Erzählforschung 1950-1990“ (1992) etwa blickt Stanzel zurück auf vier Jahrzehnte erzähltheoretischer

Debatten, in „Linguistische und literarische Aspekte des erzählenden Diskurses“ (1984) wirbt er mit Blick auf die Textanalyse für eine Kooperation zwischen Sprach- und Literaturwissenschaft.

Die ausgewählten Aufsätze des Bandes im Einzelnen zu erörtern, ist im vorliegenden Zusammenhang nicht möglich. Angesichts der kritischen Aufmerksamkeit, mit der Stanzels theoretische Versuche seit den 1950er Jahren begleitet werden, ist eine solche Erörterung aber auch gar nicht nötig. Wesentlich sinnvoller erscheint es, sich den einzigen Beitrag in „Unterwegs“ etwas genauer anzuschauen, den Stanzel eigens für den Band geschrieben hat: die erstaunlich umfangreiche Einleitung, die er als seine „letzte Gelegenheit“ versteht, „ein paar Dinge [...] wieder ins rechte Lot zu bringen“ (S. 11). Begründet ist die ausführliche Vorbemerkung ganz offenkundig in Stanzels Unzufriedenheit mit den Auseinandersetzungen um seine Erzähltheorie. Es leuchtet ihm nicht ein, dass man seinem narratologischen Instrumentarium, obgleich es sich in der Anwendung bestens bewährt hat, so hartnäckig mit theoretischer Kritik begegnet. Mit seiner Vorbemerkung will Stanzel nun einer in seinen Augen adäquateren Rezeption seiner Erzähltheorie den Weg ebnen; zu diesem Zweck liefert er eine Explikation seiner Idee von Narratologie.

Hintergrund der Charakterisierung seiner erzähltheoretischen Positionen ist Stanzels Unterscheidung zwischen zwei grundlegenden Typen narratologischer Theoriebildung: zwischen der ‚dichtungslogisch‘ interessierten Erzähltheorie, die „als Teil einer allgemeinen

Erkenntnistheorie" anzusehen sei, und der ‚leserorientierten‘ Narratologie, die man „als Teil der Interpretationslehre“ (S. 55) aufzufassen habe. Seine eigenen Arbeiten rechnet Stanzel dieser zweiten Tradition zu. Er habe sich seit seinen Anfängen der Idee einer ‚Erzähltheorie für Leser‘ verpflichtet gefühlt. Stets sei es ihm darum gegangen, „Begriffe und Theorien bereitzustellen, die sich als ‚discovery tools‘ am konkreten Werk auf die Weise bewähren, daß sie den Leser zu Einsichten führen, die ihm ohne dieses theoretische Rüstzeug [...] nicht zugänglich geworden wären“ (S. 19 f.). Diese Einordnung seiner Erzähltheorie sieht Stanzel zugleich als Entgegnung auf deren Kritiker. Sein Gedanken-gang lässt sich wie folgt zusammen-fassen: Ziel seiner Beschäftigung mit narratologischen Problemen sei schon immer das Projekt einer ‚leserorientierten Erzähltheorie‘ gewesen. Als Maßstab einer solchen Theorie habe nicht deren systematische Stichhaltigkeit zu gelten, sondern deren praktischer Erfolg. Beurteile man seinen narratologischen Ansatz wie viele Kritiker vor dem Hintergrund theoretischer Anforderungen, so verkenne man die Geltungsansprüche seiner Überlegungen. Messe man seine Theorie an ihrer Brauchbarkeit, so sei ihre Qualität unverkennbar.

So sehr es grundsätzlich einleuchtet, erzähltheoretische Konzepte als ‚discovery tools‘ und die Narratologie im Ganzen als ‚Interpretationsheuristik‘ zu verstehen, so wenig überzeugt es, wie Stanzel diese Sichtweise zur Verteidigung seiner Theorie zu nutzen versucht. Obgleich ihm durchaus bewusst zu sein scheint, dass Ansätze der erzähl-

forschung nur in einem sehr allgemeinen Sinn als ‚Theorien‘ zu verstehen sind (S. 81), geht Stanzel doch offenkundig zugleich davon aus, dass sich narratologische Modelle mit Hilfe von Prozeduren überprüfen und bewerten lassen, wie sie etwa Karl Popper für die Validierung naturwissenschaftlicher Theorien erläutert hat. Stanzel erhebt den Anwendungserfolg zum Maßstab von Erzähltheorien, damit aber fordert er deren Beurteilung nach Kriterien, die wohl für Theorien, nicht jedoch für Heuristiken maßgeblich sind. Die Narratologie als ‚toolkit‘ zur Entdeckung und Beschreibung von Texten zu verstehen, bedeutet gerade, sie nicht als Theorie, sondern als Menge von Anweisungen für Interpretationsoperationen zu begreifen. Fasst man die Erzähltheorie als Heuristik, so sieht man sie als Arsenal von Begriffen, die sich sinnvoll in Maximen der folgenden Art einsetzen lassen: „Achte in dem vorliegenden Text auf x“, „Bestimme den Unterschied zwischen x und y“, „Versuche, eine Beziehung zwischen x und y herzustellen“, etc. Auf die Frage, anhand welcher Kriterien sich eine interpretationsheuristisch verstandene Narratologie evaluieren lässt, kann hier nicht näher eingegangen werden. Nach dem Gesagten dürfte sich aber zumindest der Hinweis erübrigen, dass die ‚Anwendbarkeit‘ eines erzähltheoretischen Ansatzes noch wenig aussagt über dessen Eignung als ‚toolkit‘ für die Textinterpretation.

„Unterwegs – Erzähltheorie für Leser“ ist eine interessante Aufsatzsammlung mit einer problematischen Einleitung. Ob es Stanzel mit dem Buch seinen Vorstellungen entsprechend

gelingen ist, seine Beschäftigung mit den Fragen der Erzähltheorie „zu einem guten Abschluß zu bringen“ (S. 12), mag dahingestellt bleiben. Sicher ist, dass er – um es im Anschluss an Ecos eingangs

zitierte These zu formulieren – schon bessere Versionen seines Buches geschrieben hat.

Tom Kindt (Hamburg)

Szigeti, Imre: Lehrbuch der deutschen Syntax. Piliscsaba: Katholische Péter-Pázmány-Universität, 2002 (= Linguistik aus dem Ambrosianum 1). 429 S.

Ein neues Syntaxbuch hat derzeit einen schweren Stand. Zum einen sind in den vergangenen Jahren mehrere Einführungen zur Syntax des Deutschen erschienen, so dass sich die Frage stellt, welchen neuerlichen Beitrag ein solches Buch zu leisten vermag. Zum anderen hat die syntaktische Theoriebildung gerade in den 90er Jahren eine beachtliche Entwicklung genommen. Wer also nicht nur datenorientiert vorgehen möchte, sondern die Absicht hat, die Daten zum Deutschen im Rahmen einer ausgewählten Theorie zu analysieren, muss sich für einen bestimmten Theoriestand entscheiden. Der Autor trifft eine solche Entscheidung für den zweiten Teil seines Lehrbuchs. Als theoretischen Rahmen wählt er die Generative Grammatik, als Theoriestand den der 80er Jahre: die Rektions-Bindungs-Theorie (engl. GB-Theorie). Ergänzt wird die Darstellung um knappe neun Seiten, auf denen die neuere Entwicklung der Generativen Grammatik, das Minimalistische Programm, angerissen wird. Eine solche (Ungleich-) Gewichtung erstaunt. Was kann Szigeti dazu veranlasst haben, eine Syntaxeinführung im Rahmen der GB-Theorie vorzulegen, obwohl hierzu bereits in den 80er Jahren gute Einfüh-

rungen erschienen sind und der Theoriestand ohnehin nicht mehr der aktuelle ist? Eine theorieinterne Begründung wird nicht gegeben. Der Grund liegt vermutlich in der Entstehungsgeschichte des Buches: Wie im Vorwort zu lesen, geht der zweite Teil auf ein knapp 200-seitiges Vorlesungsmanuskript aus dem Jahr 1993 zurück. Zwar wurden anschließend noch Modifikationen vorgenommen, da – so wörtlich – „die Sache damit noch lange ‚nicht gegessen‘ war“ (S. xi), doch betrafen diese nicht solche Änderungen, die sich durch das Minimalistische Programm ergaben. Immerhin gelangte der Autor aber dazu, „dass sich [sic] nach und nach die Vorstellung entstand, dem generativen Teil des entstehenden Lehrbuchs einen anderen voranzustellen, in dem die – nach Möglichkeit theorieneutralen – Grundlagen des zweiten dargelegt werden“ (S. xi). So präsentiert sich denn auch das vorliegende Buch:

Es besteht aus einem einführenden Teil zur „Grundlagensyntax des Deutschen“ (S. 3-195) und einem zweiten Teil zur „Rektions-Bindungstheorie“ (S. 199-364). Im Anhang (S. 367-429) finden sich das Literaturverzeichnis, ein ausführliches Glossar und ein Sachregister. Die beiden Hauptteile sind

parallel aufgebaut. Sie bestehen aus einem didaktisch aufbereiteten Einführungstext, einem umfangreichen Übungsblock und kommentierten Literaturhinweisen. Einleitend werden grundlegende Begriffe rekapituliert (Syntax, Satz, Satzglied, Konstituente u.a.), wichtige Konstituententests vorgestellt, die Verbstellungstypen des Deutschen mit Hilfe des Stellungsfeldermodells beschrieben und pragmatische resp. logisch-semantische Satzanalysen präsentiert. Die Darstellung ist hier sehr informativ, angereichert mit wichtigen Details (so z.B. zur Statusreaktion der Verben) und vielen illustrativen Beispielsätzen. Auch die Infinitivkonstruktionen des Deutschen werden in einem separaten Kapitel behandelt, ebenso die Satzglied- und Wortstellungsproblematik sowie die Unterscheidung der einzelnen Satzglieder. Allerdings finden sich dabei unzulässige Vereinfachungen. So setzt Szigeti Dativobjekte und indirekte Objekte gleich (S. 118), obligatorisch auftretende Adverbiale klassifiziert er kurzerhand als Objekte (S. 123), die Problematik der Abgrenzung von Subjekt und nominalem Prädikativum wird gar nicht erörtert.

Das letzte Kapitel des ersten Teils ist der syntaktischen Struktur der Nominalgruppe gewidmet. Positiv hervorzuheben ist in diesem Zusammenhang, dass ein Vergleich mit dem Ungarischen vorgenommen wird, der zu interessanten Ergebnissen führt. Eine solche kontrastive Perspektive hätte der Autor auch an anderen Stellen einnehmen und seinem Syntaxbuch damit einen eigenen Schwerpunkt geben können. So aber

finden sich sprachvergleichende Bemerkungen nur auf einigen wenigen Seiten und in einigen Übungsaufgaben. Gewünscht hätte man sich außerdem, dass die Literatur, auf die sich Szigeti bezieht, im laufenden Text genannt worden wäre. In der Regel finden sich die Quellenhinweise aber nur am Schluss des Kapitels – abgesehen von einigen Gewährstexten, auf die sehr oft Bezug genommen wird. Andere wichtige Untersuchungen, wie z.B. die Arbeiten von Heide Wegener zum Dativ, fehlen hingegen ganz.

Im zweiten Teil des Buches werden zunächst die kognitiven Grundlagen der Generativen Grammatik vorgestellt, in den anschließenden Kapiteln 12 bis 18 steht der gesamte formale Apparat der GB-Theorie im Mittelpunkt. Ergänzt wird dies um ein Kapitel zur Morphosyntax, in dem zwei Beschreibungsansätze zur Bildung komplexer Wörter vorgestellt werden. Weiter oben war schon gesagt worden, dass der hier referierte Theoriestand nicht der aktuelle ist und sich vieles in älteren Einführungen nachlesen lässt. Worin besteht hier nun die Eigenleistung des Autors? Szigeti gelingt es, die wichtigsten GB-Theoreme (Kasusfilter, Theta-Kriterium, K-Herrschaft, Bindung, NP-Bewegung, Scrambling u.a.) anschaulich darzustellen und den Leser mit einer Vielzahl von Übungen an das selbständige Arbeiten im Rahmen der Generativen Grammatik heranzuführen. Doch sind viele der Übungsaufgaben aufgrund ihres Schwierigkeitsgrads nur mit Hilfe zu bewältigen. Zwar kann man einwenden, dass das Buch als seminarbegleitende Lektüre konzipiert sei, die Aufgaben also

gemeinsam gelöst werden könnten, doch hätte Szigeti zumindest einige der Übungen mit Lösungsvorschlägen versehen können. Seine Erläuterungen zur GB-Theorie sind nämlich so ausführlich, dass das Buch durchaus auch zum Selbststudium geeignet ist. Lösungsvorschläge wären also zur Selbstkontrolle nützlich gewesen.

Noch ein Wort zu Kap. 20: Auf den wenigen Seiten, die hier dem Minimalistischen Programm gewidmet sind, büßt die Darstellung erheblich an Verständlichkeit ein. So findet sich als einzige Erläuterung zu „Spell-Out“ die – nichtssagende – Übersetzung „Ausbuchstabierung“. Der Unterschied zwischen starken und schwachen Merkmalen wird nicht deutlich; was ein Minimaler Syntaktischer Kopf ist, bleibt unklar. Außerdem gibt es ein konzeptionelles Problem: Szigeti kombiniert die Kurzdarstellung des Minimalistischen Programms mit Änderungsvorschlägen, die in der Literatur vorgetragen wurden. Dass der Leser damit überfordert ist, überrascht nicht. Hinzu kommt, dass ein Schlusswort, in dem das Minimalistische Programm noch einmal reflektiert würde, fehlt – ebenso wie eine abschließende Zusammenfassung zum gesamten Buch.

Auch der Anhang, der mehr als 60 Seiten umfasst, sei kurz kommentiert, obwohl er inhaltlich nichts Neues bietet. Für Studienanfänger stellt dieser Teil wahrhaftig kein Beispiel für sorgfältiges wissenschaftliches Arbeiten dar. Im Literaturverzeichnis fehlen die Angaben zu Arbeiten, auf die im Text – oft auch mehrfach – Bezug genommen wird (Ackema 1999, Lieber 1983, DiSciullo/

Williams 1987, Neeleman 1993, Fanselow 1992, Rosengren 1993, Sternefeld 1991 u.a.). Andere Einträge sind unvollständig bzw. fehlerhaft (Haegeman 1991, Geilfuß 1991, Fillmore 1968, Siebert 1999). Bei acht Titeln handelt es sich um Seminar- bzw. Vortragsmanuskripte, die nicht verfügbar sind. Dies ist um so ärgerlicher, als auf einen der Texte immer wieder verwiesen wird (Reis/Geilfuß 1993). Das Glossar ist zwar sehr ausführlich und inhaltlich auch weitgehend korrekt, es enthält aber viele Flüchtigkeitsfehler. Überhaupt findet sich im gesamten Text eine Vielzahl an Rechtschreibfehlern („das dierekte Objekt“, „selbstständig“, „der heische Modus“, „Verwandschaft“, „inbezug“, „subsummiert“ etc.) und Zeichensetzungsfehlern. Auch unangemessene umgangssprachliche Formulierungen fallen auf (z.B. „Ende der 80er Jahre wurde die syntaktische Idee [...] durch Baker (1988) aufgewärmt“, (S. 345)). Das Sachregister schließlich enthält zwar sehr viele Einträge, manche stehen aber doppelt (z.B. Adjektivattribut, Generalisierte Transformation, Kasustheorie). In einigen Fällen gibt es unnötigerweise einen Eintrag für die Singular- und die Pluralform (z.B. Adverbial, Argument, Eigenname, Gliedsatz etc.), einmal sogar für eine fehlerhafte Schreibung („Finitheitsmekmale“). Bei manchen Einträgen stimmen die Seitenangaben nicht (z.B. Determinativphrase, Kopffosition). Fehlerhafte Seitenzuordnungen finden sich im Übrigen auch im Inhaltsverzeichnis (S. 173, S. 185, S. 197 etc.), ebenso auch hier schon ein Schreibfehler („Atrribute“).

Als Fazit aus diesem Durchgang durch das gesamte Buch ergibt sich: Richtet man das Augenmerk ausschließlich auf die Frage, wie die Inhalte in fachlicher Hinsicht präsentiert werden, so kann man die Lektüre durchaus empfehlen. Legt man aber Wert darauf,

dass ein Studienbuch auch in formaler Hinsicht den Anforderungen genügt, dann kann man Szigetis Buch den Studierenden nicht guten Gewissens an die Hand geben.

Christa Dürscheid (Zürich)

Wallas, Armin A.* (Hg.), unter Mitwirkung von Primus-Heinz Kucher, Edgar Sallager und Johann Strutz: Jüdische Identitäten in Mitteleuropa. Literarische Modelle der Identitätskonstruktion. Tübingen: Niemeyer, 2002 (= *Conditio Judaica. Studien und Quellen zur deutsch-jüdischen Literatur- und Kulturgeschichte* 38). 325 S.

Anzuzeigen ist ein Sammelband, der die Diskussion über jüdische Selbsterkundungsprozesse im 20. Jahrhundert durch neues Material unter ergiebigen Aspekten wesentlich spezifiziert und bereichert. Die rund zwanzig Beiträge einer Klagenfurter Tagung von Dezember 2000 – in interdisziplinärer Zusammenarbeit mit Kollegen verwandter Fächer herausgegeben von Armin A. Wallas, dem inspirierten Leiter der Forschungsstelle „Jüdische Literatur“ am Institut für Germanistik der Universität Klagenfurt und weithin geschätzten Initiator internationaler Dialoge auf diesem Gebiet* – stehen im Kontext mit einer vorangegangenen Konferenz im März jenes Jahres an der Hebräischen Universität Jerusalem. (Mittelman, Hanni; Wallas, Armin A. (Hg.): *Österreich-Konzeptionen und jüdisches Selbstverständnis. Identitäts-Transfigurationen im 19. und 20. Jahrhundert*. Tübingen: Niemeyer 2001 (*Conditio Judaica* 35), 329 S. – Vgl. Vivan Liskas Besprechung im vorliegenden Band)

Ob unterschiedliche Österreich-Konzeptionen oder kulturelle Wunschbilder

Mitteleuropas den Fokus der Betrachtungen bilden – es geht um die Frage, wie sich jüdische Literatur- und Geistes-schaffende in den Ländern und Mitwelten ihrer Wahl wie ihres Schicksals ideell zurecht- oder wiederzufinden vermochten. Auch der neuere, hier annoncierte Sammelband schlägt den Bogen von der durch die Krisenerscheinungen der europäischen Moderne ausgelösten Neubefragung des Judeseins während der ersten Dezennien des 20. Jahrhunderts über die fortgesetzte West-Ost-Debatte bis hin zur Radikalbilanz in der Post-Shoah-Epoche. Dementsprechend kommen höchst disparate Identitätsentwürfe zur Sprache. Sie umfassen dezidierte Plädoyers für Akkulturation oder Assimilation ebenso wie die Rückbesinnung auf die religiös-nationalen Quellen des Judentums, resoluten Zionismus sowohl wie universalistische Existenzmodelle eines weltbürgerlichen ‚Dazwischen‘ und nicht zuletzt den unter dem Stigma des Holocaust angestregten widerständigen und trotz-mächtigen Rekurs auf ein (jüdisches) Anderssein.

Was durch die Einzeluntersuchungen, zum Teil schlagend, belegt wird und sich in der Summe als Erkenntnis-konstante dieses Bandes herauschält, ist freilich die Einsicht, dass jene Entwürfe nicht nur untereinander heftig kontrastieren, sondern dass wir es häufig auch im Einzelfall selbst mit Mischformen der Selbstbestimmung, mit – so Wallas – „pluralen jüdischen Identitäten“ (S. 5, Hervorhebungen im Original), einer „Montage“ und „intellektuellen Konstruktion“ aus „heterogenen Bausteinen“ (S. 6) zu tun haben, Ergebnissen eines dynamischen und letztlich unabschließbaren Prozesses, der in den (Autor-)Subjekten nicht selten merkwürdig geschichtete Ichs hervortreiben half.

Ein Teil der Beiträge kommt in dieser Hinsicht Berichten über zeitgenössische Bildungsromane von großer tragischer Spannung gleich. Was Schriftsteller galizisch-bukowinischer Herkunft betrifft, führt Peter Rychlo am Beispiel von Alfred Gong, dem Jahrgangs- und Dichtungsgefährten Paul Celans und Immanuel Weißglas, eine aufgrund der heillosen Zeitgeschichte beinahe aus dem Ruder laufende, und in diesem Sinne gleichsam proteische, Identitätssuche vor, als deren Stabilisatoren sich ein Judentum „Nathanscher, nicht Shylockscher Prägung“ (S. 173) und das der jüdischen Geschichte sich versichernde „genetische Gedächtnis“ (S. 177) erweisen.

Andrei Corbea-Hoisie demonstriert an Karl Emil Franzos, dem am klassischen deutschen Kulturideal orientierten jüdischen Erzähler und Publizisten des 19. Jahrhunderts, wie früh schon, und zunächst wider Willen, dieser erklärtermaßen germanophile und deutsch-

ationale Autor von der „Empathie“ (S. 163) für seine vom Antisemitismus besonders bedrohten ‚Brüder im Herkommen‘, die nichtassimilierten Juden ‚Halb-Asiens‘, irritiert worden ist und wie sehr ihn die Dialektik der Aufklärung eingeholt habe. *Hans Otto Horch* legt den Ideengehalt in den Werken von Manes Sperber dar, der beweist, dass Sperbers lang praktizierter Internationalismus kommunistischen Zuschnitts – auch dies war eine denkbare, in den 1920er und 1930er Jahren keineswegs unterrepräsentierte Identitätsoption jüdischer Intellektueller – das Partizipieren an der Gedankenwelt der Väter samt dem Einmünden in einen ‚säkularisierten Messianismus‘ (vgl. S. 194) nicht ausschloss.

Auch in anderen Beiträgen wird die Vielfältigkeit und Verwickeltheit jüdischen Identitätsbegehrens ausgebreitet. *Armin A. Wallas* stellt die beiden kurzlebigen Zeitschriften „Jerubbaal“ (1918/19) und „Esra“ (1919/20) in ihrer Leitfunktion für die zionistische respective kulturzionistische Jugendbewegung in Österreich vor, die gleichwohl auch „von politisch-sozialen Strömungen ohne spezifisch jüdische Ausrichtung (Jugendbewegung, Expressionismus, Aktivismus, Sozialismus etc.)“ (S. 67) beeinflusst war, und skizziert dort veröffentlichte Diskussionsangebote, in denen die Zusammenführung von jüdischem Nationalismus und Kosmopolitismus bzw. jüdischem Sozialismus und Kosmopolitismus bzw. jüdischem Nationalismus und jüdischem Sozialismus gedanklich erprobt wurde.

Andreas Herzog legt die Berührungsf lächen frei, die den Kulturzionisten Ludwig Strauß (1892-1953) und den

böhmischen/mährischen Schriftsteller Ernst Sommer (1888-1955) mit der von Martin Buber propagierten ‚Jüdischen Renaissance‘ verbanden; deren Bedeutung wiederum sieht er erst dann richtig erkannt, wenn sie über den innerjüdischen Blickwinkel hinaus als Teil einer internationalen modernekritischen Kulturbewegung begriffen wird, „die trotz mancher Unterschiede Deutschen und Juden gemeinsam war“ (S. 49).

Die gegensätzlichen Identitätspotenziale zweier repräsentativer Autobiographien aus den 1940er Jahren, nämlich von Stefan Zweigs „Die Welt von gestern“ mit dem programmatischen Untertitel „Erinnerungen eines Europäers“ und Albert Ehrensteins unvollendetem Memorial „Mißbrauch der Macht“, beleuchtet *Hanni Mittelman*. Dem von Zweig verfochtenen Plädoyer für eine nichtaktivistische übernationale Diaspora-Existenz, die gleichwohl ‚abendländische‘ Akkulturation und Assimilation einschloss, steht Ehrensteins kämpferisches Einverständnis mit dem Status der Nichtakzeptiertheit, ein Einverständnis aus altem jüdischem Gerechtigkeitsgeist, gegenüber, aber nicht nur das: Auch zwei grundverschiedene Erscheinungsweisen des von Hannah Arendt beschriebenen jüdischen Außenseiters – zum einen der um Zugehörigkeit bemühte ‚Parvenü‘, zum anderen der Anpassung verweigernde ‚bewusste Paria‘ – werden hier evident.

Dass ein ungarischer jüdischer Autor, der im KZ Bergen-Belsen gestorbene Károly Pap, auf „Don Quichotte oder Fürst Myschkin wie die Werke des jüdischen Messianismus“ (132) rekurrierte und in Anlehnung an den Opfertod Jesu „moralische Verantwortung

für die ganze Menschheit“ (S. 136) einforderte, erläutert *Tamas Lichtmann*, wobei er eine, allerdings wenig plausible – oder ängstliche? –, Unterscheidung zwischen der Tatsache und Existenz „ungarische[r] jüdische[r] Schriftsteller“ und der angeblichen Chimäre oder bloßen Virtualität einer „ungarisch-jüdische[n] Literatur“ machen zu müssen glaubt (vgl. S. 129 und 131). Wie einerseits diffus und variabel die Identität ungarischer Juden gewesen ist und wie sie sich andererseits, in der Post-Shoah-Epoche, zumindest ansatzweise in ichbewusste Renitenz gegen die Zumutungen der Umgebung zu verwandeln vermochte, ermittelt *Eva Reichmann* analytisch präzise anhand von Prosatexten János Nyíris, György Konráds und György Dalos’.

Der Band enthält ferner Fallbeispiele zum Identitätsdiskurs im Genre der Ghettogesichte und zu deren essentieller Fortführung unter anderem bei dem (für die DDR-Literatur sehr wichtigen) Autor Fred Wander, in dessen Buch „Der siebente Brunnen“ (1970) KZ-Insassen in dem, was ihnen blieb: dem Erzählen-Können, eine offensive Bewahrung des Eigenen entdecken (*Primus-Heinz Kucher*); er enthält Beobachtungen zur Auseinandersetzung zwischen Tradition und Assimilation im Wiener jiddischen Theater und Film bzw. zu den in diesen Künsten entwickelten Überlebensstrategien angesichts des Antisemitismus (*Brigitte Dalinger*); eine Darstellung des mit Kafka befreundeten Prager Schriftstellers und Judenisten Jiří Mordechai Langer, die zum Identitätskriterium für dessen Wirken eine in sich stimmige und konsistente individuelle Artikulationsweise und

Handlungsart erhebt (*Ivana Vízdalová*), sowie einen Abriss zu Identitätsreflexionen in der deutsch-jüdischen Literatur Mährens, dessen Fazit darauf hinausläuft, dass die diesbezüglichen regionalen Äußerungsformen „das längst abgerundete Bild der größeren Literaturgeschichte“ (S. 126) weit mehr bestätigen als aufbrechen (*Ingeborg Fiala-Fürst*).

Allein vier Beiträge widmen sich den Voraussetzungen und Entwicklungen der jüdischen Literatur in der sogenannten Südslavia, also in Ländern wie Slowenien, Kroatien, Serbien, Bosnien und Mazedonien, einer Literatur zwischen den Polen integrativen und transnationalen Selbstverständnisses – für den Nichteingeweihten willkommene Einführungen! Einen mit gleichfalls vier Beiträgen bestückten Schwerpunkt bilden schließlich die spektakuläre jüdische Geschichte und Literatur in der einst österreichischen, dann italienischen Bürgertumshochburg Triest. *Edgar Sal-lager* erörtert in diesem Rahmen das ‚implizite‘ Judentum, die „Latenz des

Jüdischen“ (S. 293), bei Italo Svevo. *Renate Lunzer* geht der ‚ethischen Antiselektion‘ bei Guido und Giorgio Voghera nach, worunter ein bemerkenswerter (und extremer) Moraltraditionalismus antihegelianischer und antinietzscheanischer Stoßrichtung verstanden wird. Es handelt sich um eine ‚Erfolgs‘- und ‚Fortschritts‘kritik, die nicht nur das Machtstreben und den politischen Pragmatismus attackiert, sondern einer generellen Verzichtsethik des Ent-Haltens oder „idealen Nichthandelns“ (S. 309) das Wort spricht. Sie ist der Konzeption eines Antihelden verwandt, wie er in der österreichischen Literatur von Grillparzer bis Kafka immer wieder zutage tritt.

Klaus Werner (Leipzig)

**Prof. Armin A. Wallas ist am 30. 5. 2003 im 41. Lebensjahr verstorben. Mit ihm haben wir nicht nur einen ausgezeichneten Kollegen, sondern einen der besten Kenner der österreichisch-jüdischen Literatur verloren.*